

## Basels Concertwesen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts

Autor(en): Paul Meyer-Lieb

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1884

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/536033d0-d1ae-4c21-9c72-8aa3e7964185>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Basels Concertwesen

im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts.<sup>1)</sup>

Von

Paul Meyer.

---

Was wir nach heutigen Begriffen unter Concertwesen verstehen, läßt sich in Basel höchstens bis in die Zeit von 1690 zurückverfolgen. Wohl wurde, obſchon gewiß sehr mangelhaft, weil meist von Unberufenen, in Kirche und Schule musicirt. Um den Gemeindegeſang beim Gottesdienst trotz dem seit alter Zeit üblichen Orgelſpiel zu verſtärken und zu verbessern, blies in jeder Hauptkirche ein Poſauniſt oder Zinkeniſt mit,<sup>2)</sup> und man glaubte in der That, damit Etwas erreicht zu haben. Man ging noch weiter und führte in der Schule auf Burg den Geſang als Lehrfach ein, offenbar in der Abſicht, die

---

<sup>1)</sup> Ein für allemal ſei gerade hier auf den trefflichen Aufſatz von Ed. Wölflin „Das Collegium Musicum und die Concerte in Baſel“ verwieſen, publicirt in Bd. 7 der Beiträge der Baſler hiſtor. Geſellſchaft.

<sup>2)</sup> Bernhard Bechler „Trompeter und Muſikus“ (Zinkeniſt) aus Magdeburg, bittet 1663 um Gehaltserhöhung, da er dazu angeſtellt worden ſei „bei dem Kirchengang, im Münster allhier mitzublaſen des Zinkens, umb mehrere Erhaltung des Geſangs willen“ (Staatsarchiv St. 77. C. 2).

Schüler zu einem fingsfähigen Contingent beim Gottesdienst auszubilden. Die Schulorganisation von 1589 hatte hierin den Anfang gemacht, die Reorganisation der Schule auf Burg im Jahre 1620 beschränkte den Gesang auf die obern Klassen, weil die untern „durch Kakophonie in der Nachbarschaft Störungen veranlaßt hatten“. <sup>3)</sup> In dieser Thatsache findet der bekannte Satz, daß jede Kunst, und die Musik insbesondere im Dienste der Religion und des Cultus aufgewachsen ist und sich erst später aus ihrer dienstbaren Stellung zu einer selbstständigen Existenz herausgearbeitet hat, seine Bestätigung auch an der musikalischen Entwicklung Basels.

Um die Musik um ihrer selbst willen zu pflegen, traten nachweisbar zum ersten Mal 1692 eine Anzahl Dilettanten zusammen und veranstalteten jeden Donnerstag von 4—6 Uhr ihre Uebungen unter der Leitung des Organisten Dietrich Schwab. Die Gesellschaft nannte sich Collegium Musicum und setzte in ihren Statuten u. A. Folgendes fest:

§ 1. „Weilen in allen Sachen zuvorderst die Ehr Gottes zu beobachten, als solle derjenige, so ein Mitglied in diesem Collegio abgeben will, darauf sein größtes Absehen haben und sich aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit befleißigen, damit nicht durch ein ärgerliches Leben und Wandel sowohl seiner Person als auch dem ganzen löbl. Collegio schimpflich nachgeredt werden möge.“ Alles Verspäten und Ausbleiben, Schwätzen und Lachen, Schwören und Fluchen war untersagt; rasch entwickelte sich ein Corpsgeist, der es den Kunstjüngern ausdrücklich verbot „mit Stümplern oder gemeinen Spielleuten, sonderlich in locis publicis zu musciren“. Der erste Anlauf war jedenfalls ernstlich und redlich gemeint, was auch aus § 12 der Vereinsordnung hervorgeht, in welchem festgesetzt ist: „Nach

---

<sup>3)</sup> Vgl. Fehrer: Gesch. des Schulwesens in Basel 1589—1733. S. 14.

gehaltenem Collegio sollen die HH. Mitglieder 3 Stück aus-  
suchen, welche in nächst folgendem Collegio sollen musicirt werden,  
und wann einer oder der andere Collega sich nicht getraute,  
gemelter Stücke eines ex tempore zu musiciren, soll er den  
nächsten Donnerstag vor 4 Uhren erscheinen und sein partem  
übersehen.“ Immerhin waren die Mittel dieser neuen Gesell-  
schaft bescheiden, der Eifer sehr groß, die Leistungen gut ge-  
meint, aber nicht immer nachsichtig kritizirt, was den Director  
zu folgender Klage beim Deputaten<sup>4)</sup> veranlaßt: „Ist bisher  
sehr verdrießlich gewesen, vor jedermanns Augen zu musiciren,  
sonderlich den schwächeren, welche nach einer oder der andern  
begangenen faute Vielen zum Gespötte gedient haben, welches  
aber durch eine geringe Wand, mit welcher der Musikantenchor  
beschlossen würde, oder einen Umhang verhindert werden könnte.“  
Zu diesen Aufführungen hatten die Deputaten, Rathsherren,  
Professoren, Pastoren und Präceptoren freien Zutritt. Eigentliche  
Proben gab es nicht, es wurde meistens vom Blatt gespielt.  
Um einen möglichst zahlreichen Gesangchor aufzustellen, wurden  
die Schüler des Gymnasiums zum Sopran und Alt, die Zög-  
linge des Alumneums<sup>5)</sup> zum Tenor und Baß herbeigezogen.  
Der Gesanglehrer des Gymnasiums und Münsterorganist Jakob  
Pfaff hatte sein schweres Stück Arbeit, die jungen Leute im  
Reich der Töne einheimisch machen. Sie sollten täglich eine  
Unterrichtsstunde in Vocal- und Instrumentalmusik erhalten,  
und die Musiklehrer versprachen, jährlich „12 Subjecta zu  
liefern, welche capabel sein sollen, vocaliter und instrumentaliter

---

<sup>4)</sup> Die Deputaten über Kirchen und Schulen waren diejenige staatliche  
Behörde, welche den offiziellen Verkehr zwischen dem Collegium Musicum  
und der Regierung besorgten.

<sup>5)</sup> Unter Mumen sind diejenigen Studirenden der Universität ver-  
standen, welche im obern Collegium (dem jetz. Museum) Freiplätze hatten.

ihr partem nach dem Taft zu musiciren“. Es wurde bald nöthig, mit andern Hilfsmitteln dem schwachen Eifer der jungen Musikanten aufzuhelfen: eine Kanne Rathswines that keine vergeblichen Dienste; als sie jedoch ausblieb, da „haltet das sämmtliche collegium musicum bei unsern Herrn Deputaten bittlich an, daß sie nach ihrer gewohnten Liberalität demselbigen nach gehaltener Musik wollten ein Trünklein verschaffen, damit die heiseren Stimmen wieder umb etwas zurecht gebracht würden.“ Der Chor sollte hauptsächlich bei kirchlichen Aufführungen verwendet werden. Da nun die Regierung zwar alle Kosten übernahm, dafür aber die Bewirthung der Mumen aufhob, kündeten die letztern ihre Mitwirkung auf, und nun entzogen die Deputaten ihre väterliche Unterstützung sowohl dem Chor als dem Orchester, und der ganze Impuls gerieth auf Jahre hinaus in's Stocken.

Erst 1708 erwacht das Collegium zu neuem Leben. Dasselbe tritt in veränderter, d. h. erweiterter Gestalt auf, neben den Dilettanten ist nun auch von Musikern die Rede, welche als Entgelt für ihre Mitwirkung eine Collation erhielten, bestehend aus Brot und Wein, den die Mitglieder des Collegiums aus ihren Privatkellern lieferten. Die neue Gesellschaft wollte auf eigenen Füßen stehen und nicht vom Staat abhängig sein; hohe Eintrittsgelder und Beiträge der Mitglieder, sowie hohe Strafen mußten daher dasjenige liefern, was früher aus dem Staatsseckel geflossen war. Die Uebungen fanden jeden Mittwoch von 4—7 Uhr statt. Bald stieg die Mitgliederzahl auf zwanzig. Die Programme müssen errathen werden, da sozusagen keine Nachrichten hierüber existiren; es wurde die damals geng und gebe Concert- und Hausmusik gepflegt; Terzette von Vivaldi<sup>6)</sup> werden uns genannt. Das Orchester bestand

<sup>6)</sup> Antonio Vivaldi, berühmter Violinist und Componist, geb. zu

in erster Linie aus dem Streichquartett, welchem sich zur Vollständigung circa vier Bläser anschlossen. Die Leitung der Concerte hatte der marggräflich Durlachische Capellmeister Carl Wilhelm Friedrich Schwab, Organist zu St. Peter und Inspector sämmtlicher Orgeln der Stadt inne. Er suchte seine Kunst zu popularisiren und veranstaltete am 10. October 1710 auf dem Münsterplatz ein öffentliches Concert, von welchem ein zeitgenössischer Bericht meldet: „Den 10. dito machte Schwab, Markgräfischer Musicus und nachgehends Organist zu S. Peter Nachts um 10 Uhr auf dem Münsterplatz ein überaus liebliche Musik zu sonderbarem Gefallen der H. H. Häupteren. Unter den Lindenbäumen stellte man den Musiktisch, worauf ein Clavicymbel, heineben spielte man dazu mit Geigen, Fagotten, Flaschennöthen (Flageoletten), Hautbois, Waldhörner oder Jägertrompeten auf's Schönste, wobei sich mehr als 200 Personen einstellten.“<sup>7)</sup>

1717 fand ein Lokalwechsel statt, man bezog den Saal auf dem neuen Bau an der Schiffslände (neben dem Rheinthor); auch die Zahl der Concertbesucher nahm zu. Leider beginnen sofort die Klagen über Schwärzen, Herumspazieren, Zunsensterhinausschauen während der Productionen. Diesem Uebelstand sollte eine wohlgemeinte Ermahnung abhelfen, welche in deutscher und französischer Sprache an die Saalthüren angeschlagen wurde. Das Podium des Orchesters wurde, damit die Musiker während des Spielens ungestört bleiben sollten, durch eine Barrière von den Sitzplätzen des Publicums abge-

---

Venedig, später Capellmeister des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und Professor des Conservatoriums in Venedig, gest. 1743. Seine Violinmusik steht noch heute in gutem Ansehen.

<sup>7)</sup> Basler Chronik 1545—1743 von Joh. Heinr. Philipert, S. 266. (Manuscript der Vaterländ. Bibliothek.)

sperrt. 1720 sind bereits vier Musiker fix besoldet. Es scheint, daß man denselben gerne einen Nebenverdienst anwies; denn in der Ordnung für die das obere Collegium bewohnenden Alumnen heißt es anläßlich der bei akademischen Promotionen üblichen Schmausereien: „In das Künftige soll ein Musicus Ordinarius entweder mit seinem Instrumento Musico, oder aber mit vier Knaben aus der Schul und etlichen Alumnis einen Psalmen singen, dafür soll ihm von den Candidatis neben der Mahlzeit, dazu er geladen wird, ein Reichsthaler bezahlt werden.“

Mit dem Steigen der musikalischen Leistungen und des öffentlichen Interesses an den Bestrebungen des Collegiums steigen und erweitern sich auch die Pläne und Ziele dieser Gesellschaft: sie zieht nun auch die Pflege der Kirchenmusik in den Kreis ihrer Thätigkeit. An 13 Sonn- und Festtagen fand sowohl im Münster als in den andern Haupt-Kirchen Auf- führung von Kirchenmusik statt; das waren die sogenannten „sollennen Musiken“, bei welchen der Rath die besoldeten Musiker, sowie überhaupt alle, welche vom Musikauffpielen und Tanzen sich unterhielten, zwangsweise zur unentgeltlichen Mitwirkung veranlassen wollte. Dieser unberechtigten Zumuthung suchten nun die Musiker unter allerlei Ausreden auszuweichen, und gewiß hatten die Organisten, denen die musikalische Oberleitung übertragen war, allen Grund, sich über den schlechten Willen der Betheiligten zu beklagen, ohne daß es deswegen in dieser Hinsicht in Basel schlimmer bestellt gewesen wäre, als anders- wo. Wer, um nur ein ganz bekanntes Beispiel herauszugreifen, Seb. Bachs künstlerische Laufbahn in Leipzig verfolgt, der weiß, daß sogar dieser große Componist, der, wenn überhaupt Jemand, berechtigt gewesen wäre, hohe Anforderungen an die Aufführung seiner Werke zu stellen, seine Passionsmusiken wohl oder übel

mit einem Häuflein von Thomaschülern und Studenten auf-  
führte, die es am guten Willen oft genug fehlen ließen. Wir  
haben es daher hier nicht mit einer Schattenseite der speziell  
baslerischen Verhältnisse zu thun, sondern mit einem Mangel  
an Organisation, der in den damaligen Zeitverhältnissen über-  
haupt seine Erklärung findet. Daß aber die freien Künste in  
einer Zwangsjacke sich nicht behaglich fühlen, ist unbestritten  
und traf auch beim Collegium Musicum ein. Die Mitglieder-  
zahl ging stetig zurück, das gute Einvernehmen ging in die  
Brüche, die finanzielle Leistungsfähigkeit nahm ab, und die Ver-  
suche, bessere Zustände herbeizuführen, schlugen fehl. Umsonst  
war es, daß 1729 „zu Fortpflanzung mehrerer Vertraulichkeit  
und Einigkeit“ eine Mittagsmahlzeit der Mitglieder „vor dem  
Thor“ abgehalten wurde. Der Eifer und die Hingabe für  
die Musik selber waren abhanden gekommen; das geht deutlich  
aus der Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit hervor, mit der die  
Sitzungen abgehalten, Rechnung geführt, die Verwaltung der  
Musikalien betrieben wurde. Natürlich machte sich der ganze  
Rückschlag im Concert selber auch fühlbar geltend. Die Stö-  
rungen während desselben nahmen wieder dermaßen überhand,  
daß dem seit 1731 mit der Dirigentenstelle betrauten Candi-  
daten Pfaff an's Herz gelegt wurde: „Soll Herr Cand. Pfaff,  
falls unter den Zuhörern ein Tumult entstehen sollte, im  
Musiciren ein Ausbruch machen und Friedrich Brändlin (der  
Musikdiener) die so schwätzen abmahnen.“ Ihren Höhepunkt  
und ihr Ende erreichte diese Stagnation im Laufe der 1740er  
Jahre.

1748 macht eine junge strebsame Generation von sich  
reden. Eine größere Zahl musikalisch gebildeter Männer fand  
sich zur Uebernahme des Concertwesens zusammen und kam  
außer der Concertzeit auch noch am Samstag Abend zusammen,

um sich privatim weiter auszubilden. Als jedoch dieses an und für sich löbliche Bestreben den Mittwochconcerten zu schaden anfang, wurde es fallen gelassen. Bald erfreuten sich die neubelebten Aufführungen eines regen Besuches, das Orchester konnte namhaft verstärkt und die Aufmerksamkeit der Regierung auf das Concertwesen gelenkt werden. So durfte schon 1748 ein junger Bürger auf Staatskosten Posaune blasen. Namentlich auf die Hebung des im Argen liegenden Gesangwesens richtete das Collegium sein Augenmerk. 1748 taucht als Projekt zum ersten Mal die später und bis tief in unser Jahrhundert hinein so beliebte Sitte auf, eine Concertsängerin fix für die Dauer einer ganzen Saison zu engagiren. Zunächst ließ sich das Collegium Musicum die Verbreitung und Verbesserung der Vocalmusik angelegen sein. In einem Schreiben an die Regierung vom Jahre 1748 führt dasselbe aus, daß die Vocalmusik „in einen schier völligen Zerfall zu gerathen“ beginne; beim Gottesdienst könnten die Cantoren „mit Mühe, ja gleichsam mit Zittern und Beben, einen Psalmen nach seiner Art und der kunstmäßigen Anmuth singen“. Deshalb wird der Regierung die Anstellung eines Herrn Krauß in Straßburg empfohlen, der daselbst „verschiedene gute Discipulos formiret“. „Es ist derselbe (schreibt das Collegium Musicum) Uns bereits dergestalten bekannt, daß wir genugsam versichert zu sein alle Ursach haben, daß Er nicht nur die Musik überhaupt, sondern in Specie die Singkunst in einem Hohen Grad verstehe, wisse, wie man eine Stimme formiren, auch durch welche Manieren das Gesang | : wan man anderst kein bloßes Geschrei damit vermischen will : | annehmlich gemacht werden solle; Und hat derselbe darvon durch seine Tochter dazumahlen eine solche überzeugende Prob dem Hiesigen Publico abgelegt, welche mit aller Music Verständig und die Singkunst

liebenden Bewunderung und Vergnügen angehört worden.“ Krauß wurde auf 6 Jahre mit einer Besoldung von 100 Neuthalern angestellt und mußte sich verpflichten, in den jährlichen Fest- und Kirchenmusiken mit „Applausu“ seiner Zuhörer aufzutreten, seine Schüler zur Mitwirkung in der Kirchenmusik und zu Cantoren heranzubilden und an öffentlichen Prüfungen ihre Fähigkeit zu erweisen.<sup>8)</sup>

So befundete das Collegium die nöthige Einsicht von dem, was bei den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war, es faßte sowohl dem Publicum als den Musikern gegenüber seine Stellung richtig auf. Um die Honorare der Musiker mit ihren Leistungen einigermaßen in Einklang zu bringen und damit die Lust und Freude an ihrem Beruf zu erhöhen, wurde ein Reservefonds angelegt, in welchen jedes Mitglied jährlich 1 Louisd'or zahlte: das System der freien Mitglieder — man nannte sie damals honoraires — kam auf. 1752 betrug ihre Zahl bereits 80. Wiederum scheint ein Localwechsel die Besserung der Lage zu bezeichnen, 1751 trat nämlich die Universität das Prytaneum, d. h. den Saal des obern Collegiums ab, und nun wurde auch der simple „Musikabend“ mit dem pompösern „Concert“ vertauscht. Die Leitung der Concerte blieb ausschließlich in den Händen der Mitglieder des Collegiums, von denen einige als *maîtres de cérémonie* die Saalordnung aufrecht erhielten.

Sehen wir uns die Concerte selber etwas näher an: Concerttag war der Mittwoch, concertirt wurde das ganze Jahr, bis 1752 sogar während der Hundstage, was an und für sich auf einen eminent hohen musikalischen Bildungsgrad müßte schließen lassen. Nach und nach wurde diese Ueberzahl von Concerten vernunftgemäß reducirt, um 1777 dauern sie nur

<sup>8)</sup> Staatsarchiv St. 29 D. 1.

noch von Michaelis bis Himmelfahrt und bei gewissen andern Anlässen, wie am Mittwoch vor dem Betttag, im Basler Herbst und vor Weihnacht fand eine Unterbrechung statt. Unsere Vorektern hatten mehr freie Zeit und konnten sich bequem schon um 5 Uhr zum Concert einfinden. Man that gut daran, präcis zu erscheinen, da manche Dame mit ihrem nach damaliger Sitte sehr weiten Rocke genöthigt war, zwei Plätze einzunehmen. Die Musiker fanden sich eine halbe Stunde vor Beginn ein und stimmten ihre Instrumente, Proben wurden nur vor größeren Kirchenconcerten eingerichtet. Lieblingsstücke wurden sehr häufig wiederholt, wo hätte man sonst zu der Unzahl von Concerten auch den Stoff hernehmen sollen? Den Eingang zum Saal hütete ein Soldat der Stadtgarnison, später sogar mehrere unter einem Wachtmeister; im Foyer erquickte Meister Salathe die Lechzenden mit Erfrischungen. Der Saal bot Raum für circa vierhundert Personen. Das Concert selber zerfiel in drei Actus, für welche der damalige Director Emanuel Pfaff (nebenbei Organist zu St. Peter, ein tüchtiger Violin- und Clavierpieler) folgende Norm aufstellte (1752):

„Die Musiker sollen eine halbe Stunde vor Beginn des Concertes sich einfinden, um zu stimmen, ohne den Zuhörern die Ohren zu zerreißen.

Der erste Actus beginnt mit einer starken Sinfonie mit Waldhorn. Nach derselben eine Arie von einem Discipul Herr Dorschen, oder von ihm selbst abgesungen, und dann könnte von Herrn Rachel<sup>9)</sup> ein Solo auf der Violin gespielt

---

<sup>9)</sup> Jakob Christoph Rachel 1728—1793. Er konnte schon mit 14 Jahren Musikunterricht ertheilen. Prinz Wilhelm von Baden-Durlach fand auf seiner Durchreise durch Basel soviel Gefallen an ihm, daß er ihn nach Italien mitnahm, wo er 1743 in ein in sardinischen Diensten stehendes Regiment des Prinzen von Baden für anderthalb Jahre eintrat.

werden. Nach diesem Actu finde höchst billig, daß man denen Auditoribus, insonderheit weiblichen Geschlechts nach einer so großen Fatigue, der Musik stillschweigend zuzuhören, eine Rastzeit von  $\frac{1}{2}$  Stund lang erlaube, damit sie sich durch das liebe Geschwätz wiederum erholen.

Der Anfang des zweiten Actus kann wiederum mit einer starken Sinfonie ohne Waldhorn gemacht, darauf eine Arie von Herrn Dorisch gesungen, und dann ein Concert für Flöte oder Hautbois gespielt werden. Worauf wieder ein halbstündiges Silentium der Musik erfolgt.

Der dritte Actus wird mit einer starken Ouverture mit Waldhörnern u. angefangen, und darauf mit einem Duetto zu 2 Stimmen oder mehreren, auch vollstimmigerem Choro beschloffen werden.“

Folgendes Concertprogramm aus dem Jahre 1755 ist uns noch erhalten:

I.

Symphonie von Vivaldi. — Italienische Arie für Tenor.

II.

Ouverture. — Lied für Sopran. — Violinsolo eines Dilettanten.

III.

Streichtrio für Dilettanten. — Violinsolo von Rachel. —

Trio für zwei weibliche Stimmen und Baß.

Sowohl aus der oben erwähnten Norm als aus diesem Programm ergibt sich deutlich eine absichtliche Steigerung der musikalischen Kräfte gegen das Ende hin; der Schüler tritt vor dem Lehrer, der einstimmige Gesang vor dem mehrstimmigen auf. Die Concerte selber unterschieden sich sehr nach ihrem innern Werth, so wurde z. B. das erste Concert im Monat immer nur als

---

Auch seine Söhne Samuel und Peter waren Musiker; letzterer zudem Musikalienhändler und Instrumentenmacher.

Lückenbüßer angesehen und diente als Versuchsstation für junge Dilettanten oder wohl auch für zweifelhafte Novitäten baslerischer Componisten, hatte doch 1757 Musikus Rachel das Collegium mit der Dedication von nicht weniger als sechs Symphonien beglückt! In den Symphonien waren höchstens vier Bläser: 2 Hautbois und 2 Horn, erst später treten auch Flöten und Clarinetten auf; Pauken vollends und Fagott sind ganz selten. Die musikalische Literatur, welche damals gepflegt wurde, ist verschollen, unter den Symphonien aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kommt bei 92 Nummern bloß zweimal der Name Bach vor. Wie es im Concert zugeht, darüber lassen wir am besten einen Augen- und Ohrenzeugen reden, der von einer Aufführung Folgendes berichtet:

### Die Reise nach dem Concerte.<sup>10)</sup>

Durch einen Vetter des Eidsgenossen.

(1755; ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes.)

„Ich bin ein Witwer, gesund und stark. Vor schon mehr als sechszig Jahren stund ich zu Mastrich in einem holländischen Schweizerregiment als Feldprediger. Es lag eben auch ein sächsisches da, dessen Prediger mein liebster Duzbruder war. Nach diesem reiste ich über Paris in mein Vaterland und ward auf eine einträgliche Pfrunde, hinan Kandersteg, gegen dem Gemmi- und Leutcherberge zu, berufen. Ich darf sagen, daß ich seit

<sup>10)</sup> Druckort und Verfasser der „Reise in's Concert“ werden nicht genannt. Auf jeden Fall ist die Schrift auf Basel zu beziehen und hat zum Verfasser wahrscheinlich Professor Spreng, welcher in jungen Jahren Feldprediger in holländischen Diensten war und um 1755 eine Zeitschrift „Eidgenosß“ herausgab. Die „Reise in's Concert“ wurde zuerst im Feuilleton der Basler Nachrichten vom Mai 1858 abgedruckt.

50 Jahren dem wüsten Buben, dem Teufel, allda viel Eintrag gethan und unsere Religion gepredigt habe.

Berwischen schickte mir mein Vetter Eidgenoß 50 Stücke seiner Wochenschrift zum Gruße. Ich empfieng sie mit Freuden, denn er ist meines lieben Bruders sel. Sohn. Er verließ schon in der Jugend unsere Alpen, und ich habe seit 30 Jahren nichts von ihm gehört. Ich bekümmere mich sonst nicht viel um neue Bücher; unsere alte reformirte Kirchenpostill und Tossans Bibel mit Randglossen sind mir genug. Doch durchging ich diese Blätter. Ich hatte wohl der Zeit. Der Schnee war zu tief, den Gemsen nachzusteigen, die Bäche gefroren, meine Zehnden eingezogen, und es ging gegen Weihnacht; auch hatten schon meistens meine Pfarrkinder und benachbarten Bögte und Meyer geschlachtet, also hielt mich dies nicht mehr ab. Ueberdies habe ich mehr Predigten als meine Nachbarn. Dann ich zähle deren sammt den Hochzeit- und Leichenreden bei hundert beisammen, die ich alle auswendig weiß. Darum kommt ich wohl der Zeit erübrigen, meines lieben Veters Arbeit den Winter durch zu lesen.

Aber, du lieber Vater! Was habe ich für Zeug darin gefunden? Ich dacht in mir selbst, haben sie dann keine Seelsorger? daß alles so verderbt ist. O du guter Vetter! Wärest du bei uns geblieben. Ich fürchte, ich fürchte, sie haben dich auch schon angesteckt; meine Pfarrkinder sind Engel gegen Ihnen. Doch ich konnt nicht glauben, daß er's übertrieben hätte. Ich predige auch zuweilen mehr, als ich denke, und mein geistlicher Mitarbeiter, der Sachse in Mastrich sprach des Sonnabends öfters im Gespasse zu mir: Herr Bruder, morgen werde ich meinen Officiers die Hölle heiß machen.

Allein ich weiß nicht, wie es mir ward, ein Gelust, den ich schon seit vierzig Jahren nicht hatte, kam mich an, mein

Randerthal für ein Vierteljahr zu verlassen. Ein Witwer hat niemand als sich selbst rathszufagen. Ich fühlte wie ein Heimwehe nach der Welt. Mastrich, Paris, die Niederlande kamen mir wieder in den Sinn. Die Burgunder und spanische Weine, der rheinische und Mosel Wein rochen mir wieder auf. Ich sahe meinen Nachbar, den Weibel, der dreiundneunzig Jahre alt war, noch alle Tage, die der Sommer gab, auf die Gemmi-Steig gehen, und öfters, die Brente voll Milch zwei Stunden weit den Berg hinuntertragen. Ich hatte deren erst fünfundachtzig. „Ich bin jünger als er“, dachte ich, „ich darf noch wohl einen Sprung in die Welt wagen.“ Genug, ich brach den ersten alten Maitag auf, da eben meine Alpmeyer die Kühe auf die Sömmerung trieben. Ich gab ihnen und dem lieben Viehe den Segen, und sie wünschten mir Glück zur Reise. Indessen hörnten die Knechte zuerst den Morgenseggen, und dann ihr Vieh mit dem Rühreihen zusammen, und endlich mir das Wilhelmtell-Lied auf den Weg, so trostlich, daß mir die Augen übergingen.

Ich kam zu Fuß auf Thun, von dar zog ich mich rechts in das Emmenthal, und so auf Burgdorf, da nahm ich mir ein Pferd und rüstete mich, was nach der Welt, aus. Ich ließ mir einen blauen Rock mit rothen Aufschlägen und anders machen, daß ich keinem Prediger gleich sähe, und einen Schnauz wachsen. Meine alten Kleider hinterlegte ich bei einem Freunde, der ein Perrückenmacher war. Dieser beredte mich, auch ein Stück aus seiner Stuben aufzusetzen und damit bedeckte ich meine dünnen grauen Haare. Auch ließ ich meinen Degen, den ich seit Mastricht noch hatte, auspußen; er war von Stahl, mit Silber eingelegt. Ich umgürtete mich damit. Meinen Hut befahl ich auch aufzusetzen, wie es jetzt der Gebrauch ist, und mit einer kleinen Borden zu versehen, alsdann setzte ich ihn auf.

Also gerüstet sah ich in den Spiegel. Es war einer von denen, die aus vierundzwanzig kleinen runden Gläsern zusammengesetzt sind und in der Mitte ein größers haben. Ich dachte nicht gleich auf dessen Gemäche und sah mich einstmals von vierundzwanzig meinesgleichen umgeben und mich in der Mitte, ansehnlicher als die andern. Die Freude, mich so brav zu sehen, übernahm mich dergestalten, daß ich etliche Luftsprünge that, worüber mein Vetter Balbier von Herzen lachte. Ich meinte wirklich, ich sei wiederum fünfundzwanzigjährig und gar Hauptmann, und diese um mich herum meine Compagnie-soldaten.

Der Freund wußt schon von meinem Vorhaben, daß ich meinen Vetter den Eidsgenöß aufsuchte. Allein (ich weiß nicht, wie es kam) er wies mich auf die Straße Nordwesten zu, in die nächste große Stadt, und wie ich seit vernommen, hätte er mich sollen ostwärts weisen. Darum verfehlte ich ihn und kam zwar an einen stolzen Ort, aber wo ich keine bekannte Seele antraf. Es schien mir eine Residenzstadt zu sein. Ich ward vieler Palästen gewahr. Die Kutschen rollten in Menge, alles war prächtig, alles schien reich, alles glücklich, und überhaupt that man dort fast, als wann keine Bibel in der Welt wäre. Ich kam in einen Gasthof, er hieß zu den dreizehn Kantonen, der Wirth war auch ein Schweizer. Ich stieg ab. Er empfing mich auf das allerfreundlichste. Er machte mich, fast ehe er mich sahe, zum Kapitän. Er wies mir ein schön Zimmer an. Er bot mir ein Glas Burgunder mit etwas trockenem Zuckerwerke. Er erfreute sich höchstens, die Ehre zu haben, mich zu beherbergen, und weil er mich für einen holländischen Offizier ansah (oder sich so stellte), fing er mir flugs von Amsterdam, Antwerpen, Maastricht und andern niederländischen Orten zu reden an. Er sagte, er habe auch den Holländern

gedient. Er trank mir ein Glas auf Brüderschaft zu und an-  
erbot mir daraufhin sein Gefährt. Nach einer viertelstündigen  
Unterhaltung ging er seinen andern Geschäften nach, mit Bitte,  
es nicht ungut zu nehmen; er werde bald wiederum aufwarten.

Ich habe meinen Tag keinen geschäftigern Mann gesehen,  
und der sich leutseliger anstellte. Ich dachte, der Himmel hätte  
für mich gesorgt, mich an einem ganz unbekanntem Orte zu  
ihm zu führen. Ich ließ mich bethören und wollt in Ernst,  
so lang ich da wäre, Kapitän bleiben. Mittlerweile schmeckte  
mir meine Bouteille wohl, und ich dacht zum Zeitvertreibe an  
meine lieben Nachbarn, die Schneegebirge und den Unterschied  
zwischen meinem Kirchspiele und diesem Ort.

Es stund ungefähr eine Stunde an, so kam mein lieber  
Herr Wirth Hauptmann (dann weniger konnt ich seiner Er-  
zählung nach nicht aus ihm machen) wieder auf mein Zimmer.  
„Mein lieber Herr Bruder Kapitän (waren seine Worte), wir  
haben hier verschiedene Lustbarkeiten, wir haben Komödien, wir  
haben Thiergesechte, wir haben Operetten, wir haben ein Concert,  
wo gesungen wird. Was befehlen Sie? Mein Wagen ist an-  
gespannt, Sie zu begleiten, wo Sie hin wollen. Morgen sollen  
Sie mit mir auf mein Lustgut fahren. Die künftigen Tage  
werden auch für sich sorgen.“ Ich muß gestehen, sein Vor-  
trag entzückte mich. Ich bewunderte seine Gastgebigkeit und  
entschloß mich zum Concerte. Ich liebe das Singen von Jugend  
auf. In meiner Kirche weiß ich den Baß zu allen Psalmen.  
Ich habe mir zwei Posaunen angeschafft. Des Weibels und  
des Leutscher-Hansen Söhne und Töchtern singen den Alt und  
Tenor wunderschön, beim Wein und in der Kirche, und in  
meiner ganzen Gemeinde wird bei Hochzeit- und Schlachtmählern  
meistens zu vier Stimmen gesungen. Also leitete mich mein  
Herr Bruder Hauptmann selbst in die Kutsche, und der Knecht

fuhr wohl zehn Gassen durch, da kamen wir zum Musikhaufe.

Es ist ein Gebäu fast so groß als meine Kirche, aber vor dem Hause steht eine Wachtstuben. Man ließ mich passieren. Ein Pörtner öffnete mir gleich die Saalthüre, und ich ging hinein. Alle Fremden haben den Zutritt umsonst. Es war mir wieder, als wann ich vor sechszig Jahren in Mastrecht zu unserm Generalen gekommen bin.

Das Musikzimmer ist ein großer gegipster Saal, so hoch etwan als unser Chor ist. Es kann wohl vierhundert Personen fassen. Am heitern hellen Tage wird finster darin gemacht. Aber es brennen dafür wohl sechs Leuchter von Chrystall, so groß als ein zweijähriger gezweigter Kirschbaum, und so voll Lichter, als diese voll Blust sind, so die Kirschchen gerathen wollen. Rings umher, an der Wand, stecken noch bei fünfzig Kerzen. Wo keine sind, hangen schöne Gemälde von Geschichten, so alt, daß sie noch vor dem Schweizerbunde müssen gesehen sein.

Eines stellt den Orpheus vor, wie er das Gethier, zahmes und wildes, um sich her lockte. Unter anderm lag ein Küchlein so natürlich gemalt an seiner Seite, daß ich es fast für mein Sträuplein angesehen hätte. An einem andern Orte war dieser Orpheus nochmalen, wie ihn die thracischen Weiber zerreißen. Gegenüber war er wiederum, wie er in die Hölle fuhr, und sein liebes Hausweib, die Euridice, herausholte. Aber in dieser Hölle sind die Teufel nicht so gräßlich, als sie in unserer Tossanischen Bibel nach der Natur abgeschildert sind. In einer Ecke war David mit der Harfe, wie er dem Saul seinen bösen Geist verjagt, aber ein Kasten, der dort stund, verdeckte ihn mehr als halb. Gleich dabei hing Midas, wie er über Pan und Apollo richtet, und auf der dritten Mauer ein eid-

genössiſches Wilhelmtellſtück, nebst dem Schweizer-Bund im Grüttlein und der Unterschrift: HARMONIA DVLCISSIMA, darunter steht eine andere mit kleineren Buchstaben: „Chorda discors cantum, Rempublicam cor discors turbat.“

Der Platz, wo die Spielleute sind, ist erhöht, und auch wohl mit hundert Kerzen beleuchtet. Er hat eine Ausladung wie eine Kanzel. Ich dacht, man würde zuerst da eine Predigt halten, oder der Vorsinger werde dort stehen. Aber es war nur einer mit einem dünnen Stecklein, welcher damit in die Luft obſich und nidſich ſchlug, und ſtill machte.

Es ſind Köſte zum ſitzen, wie in den Kirchen. Und auf beiden Seiten ſehr viel koſtbare Lehnſeſſel. Doch ſtehen die Männer meiſtens und überlaſſen dem Frauenzimmer die Sitze. Es waren eben damals ſehr viel Weiber da, und zu unſerem Unglücke, nahmen ſie noch ſo viel Platz ein, als bei uns. Darum konnten die wenigſten Herren ſitzen, und ich wäre mich müd genug geſtanden, wo mir nicht ein Herr einen Platz verſchafft hätte. Er war ein ſehr freundlicher Mann, der mir alles auslegte, ob er mich ſchon nicht kannte. Unter anderm verſicherte er mich, aus Anlaß des Gedränges, daß es in den Sonntags Morgenpredigten, wo doch der Platz nichts koſte, auch in der Domkirche, öfters ungleich weniger Leute, als diesmal hier ſeien. Es waren auch Pfarrer da, es waren Officiers, es waren Staatsleute, Profeſſor, Studenten, Kaufleute, Fremde, unter anderen ein Türk und ein reicher portugeſiſcher Jud und andere, jung und alt, ſonderlich viel Frauenzimmer.

Dieſe prangten, mit Sammet und Seiden, und gemahlten Stoffen und Edelgeſteinen. Den Herren fehlte es auch nichts, daß ſie nicht faſt ſo bunt, als die Weibsbilder, waren. Aber die meiſten Frauen, auch die jüngſten Fräulein, hatten weiße Haare, bei na hem daubweiß, wie die mei nen. Ich verwunderte

mich darüber, dann ich sah ihnen kein Herzenleid an, das sie hätte können so jung grauen machen. Auch waren sie alle so schön kraus, daß ich dergleichen niemals in meinem Kirchspiele gesehen habe. Aber der erstgemeldte Herr sagte mir, dies sei durch die Kunst gemacht; die Farbe aber betreffend, so habe man sie mit einem weißen Staube also gefärbt. Ich fragte warum? Er sagte im Lachen, er wisse es selbst nicht, es solle schön bedeuten. Ich erwiderte, man habe vor 60 Jahren auch zu Paris nichts hiervon gewußt.

Indessen betrachtete ich dies Volk überhaupt und fand, daß sie durchaus wohl gemacht wären. Nur kamen mir die meisten sehr klein vor. Die Weibsbilder sahen schön von Gesichte, und fast alle milchweiß. Ein guter Theil davon hatten Backen wie die Rosen. Die nicht so frisch aussahen, waren meistens so zart, als ob sie kränklich wären, wie bei uns die Weiber im Winter vierzehn Tag nach der Taufe. Sonderlich aber kam es mir wunderbarlich vor, daß sie alle, für ihre kleine Gestalt, unten durch so dick waren. Ich bin ein langer, hagerer Mann, aber zwei wie ich könnten bei weitem keine umflastern. Es deuchte mich, in Ansehung ihrer weiten Rücken, müßte was darinnen stecken, welches abscheulich groß wäre. So es aber natürlich ist, so könnte es ihrer Größe nach dargegen kaum wie ein Würmlein sein, darum konnt ich nicht begreifen, wozu ein so abscheulicher Umschlag nützte. Dann einmal ich wollte aus unsers Weibels drei Töchtern wohl neun von diesen Fräulein gemacht haben. Und meines Meyers kleinster Sohn gäbe wohl drei Herrlein, wie ich sie dort herum laufen sah. Doch sträubten sie sich alle wie die Großen. Ich mußte darüber lachen.

Der Herr sah es und fragte mich. Ich sagte es ihm natürlich. Er erwiderte: Einige dieser schon rothen Backen

sind gemalt, und bei Licht sieht man die weiße Schminke auch nicht wohl. Ein manches der prächtigsten Kleidern, die Sie sehen, ist noch nicht bezahlt. Die, so es am besten haben, gehen am sittsamsten. Die andern trachten sich durch den Pracht einen Schein zu geben. Diese junge Stutzerchen, so sie es erleben, werden zum großen Theile sich in zwanzig Jahren vielleicht weniger brüsten als heute. Die weiten Röcke an den Weibsbildern haben wir unsern Nachbarn zu verdanken. Das schöne Geschlecht bei uns ist fast närrisch-verliebt in alles, was von dannen kömmt. Wir Männer müssen leiden, und die meisten, selbst unseres Geschlechts, fangen an der Weibern Aufputz, wie Sie sehen, bei nahem zu übertreffen. Auch haben wir viel Kaufleute hier. Die meisten meinen sich durch ein solch äußerlich Blendwerk in Glauben und Reichachtung zu schwingen. Reich sein heißt hier vornehm. Dies macht einen Theil der Reichen stolz und ausgelassen. Die Vornehmen von dieser Gattung kennen alsdann keine andere Eigenschaft ihrer Hoheit als diese. Die Tugenden der Edlen bleiben ihnen fremde. Daß aber viel so schwächlich scheinen, da ist unsere Weichlichkeit Schuld daran. Die gemeinen Leute hier sehen überhaupt viel stärker drein; sonderlich die wohlhabenden. Jene aber verderben sich selbst. Sie zärteln sich zu viel. Sie fürchten sich vor allen vier Elementen. Sie laufen nach dem Arzt um jede Kleinigkeit; dies schwächet die Natur, und jenes stärkt sie nicht. Einige essen zu wohl. Die mancherlei Speisen, die sie täglich auf ihrer Tafel sehen, reizen ihren Geschmack. Dies beschwert den Magen. Der Kaffee mag allein nicht verdauen. Darum kochen sie kein gut Geblüt. Dies kann keinen guten Nährsaft, und dieser keine gute Frucht zeugen. Die fremden Weine tragen auch bei. Diese tröcknen den Lebenssaft durch ihre Hitze entweder auf, oder treiben ihn zu geschwind und

nicht genug zubereitet aus. Endlich weiß ich's, bei Ihnen ist's eine Schande, frühe an die Liebe zu gedenken. Bei uns geht's jung an. Im zwanzigsten Jahre ist ein mancher schon fast entkräftet. Und erholt man sich ja wieder, so können doch die Sprossen, die aus solchem Stamme schießen, nicht baumstark wachsen. Ich sprach: Gott behüt uns unsere liebe Einfalt, an den Gränzen des Walliser Lands haben wir hierüber noch nichts zu klagen.

Indessen ging das Concert an. Wohl ihrer vierzig spielten mit einander auf verschiedenen Instrumenten, grob und rein, Pfeifen und Geigen, kleine Bässe und große, so hoch als der höchste Mann, und anders, das ich nicht habe unterscheiden können. Alles ging unter einander, aber so laut, daß der ganze Saal erschallte, und so schön, daß ich fast aus mir selbst war. Ich hörte, wie wann die Nachtigallen singen oder sich die Vögel in unsern Wäldern paaren. Bald wars wie ein Schäfer Lied, und als wann der Guckguck darunter schrie, alles so sanft, daß es mir so lieblich war, als wenn ich des Gemmy Rudis Wittib bei mir hätte. Manchmal wars wie eine Leyer, zuweilen wie der Rührreihen, und bald darauf ging was wieder so geschwind, wie unser Walliser Siebensprung. Dies währte eine gute Viertelstunde.

Darnach kam einer allein, der sang ein Italiänisch Lied, daß ich in meinem Kirchspiele nichts so schönes gehört habe; seine Zunge war wie von lauter Rädlein und sein Hals so glatt, als wann er geschmiert wäre. Bald sang er traurig, bald erzürnt, bald erschraek er, bald lächelte er, als wann er was angenehmes sähe oder hoffete. Ich verstund nicht wohl alle Worte, nur hörte ich ihn öfters sagen: Il mio Tormento; dies sang er traurig; so er Crudele sang, sprach er heroisch; wann er Speranza sagte, so sah und redte er vergnügt; und

wann er mio Caro aussprach, so that es liebreich. Das andere verstund ich nicht, dieses aber wiederholte er wohl fünfzigmal. Wann er ganz allein gesungen hätte, so wäre alles ganz verständlich gewesen, aber die Instrumenten dämpften zu viel, und die Zuhörer waren auch nicht allzustille. Es währte dies zusammen etwa eine halbe Stunde, dann folgte eine Pause, und jedermann fing an überlaut zu klatschen und zu schwätzen.

Indessen sprach der freundliche Herr zu mir: Ich sah mit Freuden, wie entzückt Sie zuhörten. Ich antwortete: In der That habe ich lang nichts so schönes gehört. Aber wie heißt man das, so zuerst gespielt ist worden? Er versetzte: Es war der Frühling des Herrn Vivaldi; er wollte diesen vorstellen und hat es so übel nicht getroffen. Auch schickt es sich für diese Zeit. Es ist schade, daß man nicht in andern Jahreszeiten seine übrigen spielt; er hat sie alle vier gemacht und war um soviel größer als er die Musik zuerst empor gebracht hat; nur Corelli trifft ihn an Harmonie vor. Ich erwiderte: Werden wir was von ihm hören? Ach nein, war seine Antwort, des Jahrs kaum einmal ziehet man diese große Männer zu Ehren. Es regiert eine gewisse Pedanterie unter den Musikanten, daß sie verachten, was alt ist: wäre es noch so schön, so finden sie es nicht so, wann es über zehn Jahre hat. Ich sprach: Ein junger Mann liebt eine Alte nicht, weil sie nicht mehr schön ist, und einen ferndrigen Kalender wirft man weg, weil die Jahre dahin laufen und er dardurch unbrauchbar geworden. Allein unsere Ohren werden ja nicht alle zehn Jahre anderst, und was einmal recht schön ist, bleibt's allzeit. Es können wohl verschiedene Schönheiten beisammen bestehen, und wann eine neue kömmt, so sollte man die alte deswegen nicht verwerfen. Eben darin (antwortete er) steckt die Pedanterie bei den jungen Musikanten. Sie meinen, es

könne nichts rechts sein, als was zu ihren Zeiten jung geworden. Theils von ihnen wollen darin geschickt scheinen, wann sie viel aufgelöste Dissonantien loben, und so es einem andern nicht gefällt, so meinen sie sich gar gelehrt, die Kunst einzusehen, welche die Unwissenden nicht einmal begreifen können. Aber die wahren Meister sind hierüber aus. Diese suchen das Angenehme, und den Zuhörern zu gefallen, gleichwie auch Molière dem Volk, nicht sich, zuliebe schrieb. Da indessen die halb- und quart-Virtuosen, theils aus Neid, theils aus Hochmuth, wollen über alle Alten sein. Und warum nicht? Sie sind ihrer Sache gewiß, wo das Neue, nur darum, weil es neu ist, den Vorzug hat.

Ich versetzte: Dies verstehe ich nicht genug, mein Herr; aber warum spielten die andern so stark, als der Herr da sang? Bei uns zieht der Discant vor, denn kömmt der Baß, der Alt und Tenor gehen erst nach. Darum haben wir eine Discant- und eine Baßposaune in unserer Kirche, die Gesangstimmen, samt dem Basse, werden voraus gehört. Mein Herr, war seine Antwort, es sollte hier auch so sein. Diese Herren machen nur die Begleitung des Gesangs, sie haben nur die Nebentöne zum ausfüllen, der Sänger hat die Hauptstimme. In den italiänischen Opern zu Turin, Mailand, London, Dresden, hört man jene neben dieser nur als entfernt; es macht nur ein angenehmes stilles Getöse, welches die Melodie der Singenden bezaubernd erhöht. Man hört, daß es nur eine Begleitung ist. Bei uns aber will ein jeder sich sehen machen, und dadurch verdeckt er das Feinste. Ein jeder fürchtet, so er nicht gewaltig zuhaue, er bleibe unbekannt. Er hat keine dergleichen Opera gehört; er hat etwas harte Ohren, denen das Piano nicht genug eingällt; darum macht er eine Nebenstimme zur Hauptstimme, der Sänger mag schützen so

viel er will. Und zuletzt meinen alle, sie haben Wunder gethan, weil sie sich vor andern gehört haben. Ich schwieg; der Herr auch; und so sahen wir dem Gewühle zu, bis die Musik wieder anging, welches nicht lange anstund.

Sie war fast wie zuvor, nur spielte man ein ander Stück. Hernach kam eine Sängerin, die ein kurzes Lied sang. Es gefiel mir recht wohl, und klang sehr lustig, wann nur ihre Stimme vor dem Getöse recht hätte durchdringen können. Als sie aufhörte, klatschte wieder jedermann. Aber ehe man die Zeit hatte recht zu schwätzen, kam ein schön gepuztes junges Herrlein mit einer Geigen hervor und setzte sich zuvorderst auf einen Stuhl; die andern Spielleute saßen hinter ihm und spielten ganz leise mit. Der gute Herr erzappelte sich entsetzlich, daß der Schweiß hinunterlief. Er machte langsam und geschwind. Er sah zuweilen zurück auf die Hintern, und diese auf ihn. Einer derselben strampfte einmal sehr bös; ich hörte ihn sagen: Nicht so geschwind. Daraus schloß ich, er habe auf sie gesehen, daß sie ihm nachkommen sollen; und die andern auf ihn, daß er ihnen warten solle. Es war jedermann inzwischen maufestill. Endlich hörte er auf, und man klatschte ihm viel mehr als man dem Sänger und der Sängerin geklatscht hatte.

Ich fragte den Herrn: War dies etwan von der neu-modischen Musik, davon Sie sprachen? Mir wäre sie nicht so lieb als die alte. Ich hörte was, als wann eine Maus rete, denn hörte ich sie vollends schreien. Er machte manchmal so rein, daß es mir in den Ohren wehe that. Nein, erwiderte er, die Musik ist an sich gut, aber er hat sie nicht wohl gespielt. Dergleichen vermeinte Meister nehme Stücke vor, die über ihre Kräfte sind; und ihre Lehrer selbst meinen manchmal, schwer sei schön. Ich bedaure ihn, sprach ich, ich sah,

daß er arbeitete und es gut machen wollte. Diesem zu lieb nun hätten die Mitspieler sich sollen vor ihm hören lassen. Aber (fuhr ich fort) was bedeutete dann dies allgemeine und starke Klatschen? Dies ist (versetzte er) der Zuhörer Wohlzufriedenheits-Bezeugen. Es ist ein Fehler, daß mans jedermann thut; ein mancher meint, es sei der Gebrauch, auf diese Weise das Lied zu enden. Diesmal wars entweder eine grobe Schmeichelei, oder ein Gespött, oder ein Unverständnis, daß man diesen Violinisten nicht damit verschont hat. Es gebührt nur Virtuosen; wir aber gestattens allen. Also muntern wir die Geschickten dadurch nicht auf, und die so nichts taugen werden beschimpft, die fremden Kenner aber haben Recht uns darüber zu verlachen. Damit ließ mich mein Freund etwas allein; ich aber setzte mich zu hinterst in eine Ecke und betrachtete inzwischen die Leute.

Ich sah mit Verwunderung, wie alles durch einander wimmelte. Gleich vor mir saß eine Gesellschaft von jungen Mägdelein, die waren wie Quecksilber. Doch blieben sie sitzen, aber sie juckten alle Augenblick auf und sahen um sich, sie dreheten sich links und rechts, sie druckten die Haare eilig in die Ordnung, sie bewehten sich mit einem fast dreieckigen gemalten Papier; bald zischten sie einander in's Ohr, und sahen auf diesen oder jenen, oder jene, bis endlich ein halb Duzend junge Herrlein kamen, die bückten sich fast bis an den Boden. Ich kann nicht sagen, was sie eigentlich sprachen; ich sah nur, daß sie gegen einigen gar freundlich waren, gegen andern, als wann sie sie nicht kenneten, ganz spröde. Eine machte einem so ein freundliches Gesicht, wie ein Engel; da kam ein anderer, im Augenblick war sie wie umgekehrt, sauer, verächtlich, böß, alles durch einander. Unfers reichen Josten Tochter hätte den Hirten Heinrich niemals so schmäch empfangen können. Ein

Paar sahen ein Paar Herren von weitem, sie winkten ihnen, ihre Köpfe gingen beständig für sich und hinter sich, wie die gipsenen Ja-Männlein, wann man ihnen den Kopf stößt. Andere sahen und spöttelten hinterrücks über diese, da kam aus Versehen ein anderer, dem sie nicht gewunken haben, aber dieser war bei weitem nicht gemeint, da schämten sie sich, und er auch. Mehr als die halben lachten überlaut und nahmen einander vor Freuden bei den Händen, druckten und küßten einander, oder stießen die Köpfe zusammen, oder schlugen sich auf den Schoße oder beugten sich im Lachen fast unter die Knie. Dieß machte den jungen Herrlein auch Lust zuzugreifen, sie mischten sich darunter und küßten bei dieser Gelegenheit links und rechts herum, und anders. Dies verursachte einen solchen Lärmen, solch Gelächter und ein solch Geschrei, daß ich mich darüber verwunderte. Wir heißen dies rumpusen. Allein es kam mir vor, als sähe ich Kinder mit einander spielen, wann ich dagegen an unsere junge Leute gedacht. Und bei uns rumpusen sie nicht, wann Alte dabei sind, sie thuns nur unter sich und müssen dabei noch ein Gläslein Kirschwein im Kopf haben.

Inzwischen stund ich auf, meinen Freund zu suchen. Ich fand ihn bald mit einem Herrn sprechen. Ehe ich ihn angetroffen, mußte ich bei vielen Weibsbildern vorbeigehen. Ich grüßte sie, aber sie dankten mir nicht, nur sahen sie mich steif an, einige schienen mir etwas mit dem Kopfe zu nicken. Als der Herr mit meinem Freunde ausgeredt hatte, kam dieser gleich wieder zu mir und wies mir einen Sitz, mit Vermelden, es werde bald wieder angehen. Wir setzten uns; da fragte ich ihn, obs hier nicht Gebrauch wäre die Leute zu grüßen? Er sprach, warum nicht? Da sagte ich: Es ist dann nicht der Gebrauch zu danken? Wie so? versetzte er. Da erzählte ich

ihm, was ich an den Weibsbildern in Acht genommen habe, Er erwiderte: O mein lieber Herr, dies Anschauen heißt gegrüßt. Es ist ja Ehre genug, so man uns des Anblicks würdigt. Das Nicken aber bedeutet auf das allerfreundlichste gedankt. Es giebt aber Freundlichkeits-Nicken, es giebt schmähes, es giebt ehrerbietiges, es giebt vertrauliches, es giebt gleichgiltiges; alles bedeutet grüßen, nachdem der Mann ist. Er ist stärker oder schwächer, je nachdem man bekannter oder vornehmer oder nicht ist. Gegen einem Fremden dürfen sie deswegen nicht stark machen, weil die Bekanntschaft mangelt. Allein so sie ihn vor etwas ansehen, da ist eine kleine Kopfbewegung erlaubt. In dieser Achtung waren sie bei denen, die mit ihrem Haupte, etwann eines Thalers dick, gegen ihnen zu nähern geruhten. Darmit war ich zufrieden, und bald darauf schlug der Herr mit seinem Stäblein, und das Musficiren ging wieder an.

Es spielten nur drei mit einander, nämlich zwei Geigen und ein Baß. Mein Freund sagte mir, man heiße dies ein Trio, und alle drei seien nur Liebhaber. Aber sie spielten meisterlich und so sanft, daß es immer schade war, das Gewühl der Zuhörer darneben zu hören. Doch ward es noch größer, als sie aufgehört haben, und einer auftrat, der ein rechter Meister auf der Violine war.

Er fing an, und niemand als ein Baß half ihm. Er zog recht englische, lange, satte Töne aus seiner Geigen. Sein Bogen sprang auf den Saiten herum, und darüber, wie die Genssen auf die Klippen. Man konnte einen jeden Ton unterscheiden, und manchmal hörte man deren wohl vierzig nacheinander aus einem Zuge springen, einen jeden so abgebrochen, daß man alle hätte zählen können, wann es der Geschwindigkeit wegen möglich gewesen wäre, und sie ließen sich hören,

als wann ein jeder mit einer Pause nachließ. Wann er rein machte, war es wie ein Vogelgesang, und die untern Saiten klopften und klangen wie ein dichter Federthalser, den man auf ein steinern Tischblatt wirft. Die langsamen Weisen waren so anmuthig, als unser Wilhelm-Tell-Lied, aber weit mehr Töne darin, und die geschwinden machten einem die Seele dreißig Jahre leichter und jünger.

Bei einer gewissen Stelle griff er seine Violine hart an und spielte auf allen vier Saiten mit einander. Er wiegte so schön darauf herum, daß ich geschworen hätte, ich hörte auf jeden Zug dreißig Töne mit einander aus jeder Saiten hüpfen. Sie drangen heraus, wann er nur den Bogen bewegte, als wie die Funken aus meinem Feuerstein, wann ich Tabak anstecken will, aber sie gingen so hübsch auseinander und lösten einander durch alle vier Stimmen so schön auf und ab, daß ich wie entzückt war.

Der Baß schwieg indessen, und der Virtuös griff die Violin zum Verlieren allzeit minder an, so daß ich es zuletzt fast nicht unterscheiden konnte. Allein es war nicht seine Schuld. Die Leute machten indessen ein solches Geräusche, daß ich in einen rechten Zorn gerieth. Ich schrie überlaut, stille! Denn ich vergaß, daß ich ein Fremdling war und meinte, ich wäre zu Haus unter meinen Leuten. Zu allem Glück achtete es vor dem Getöse niemand als mein Freund, der dichte neben mir saß. Dieser sprach leis zu mir, bravo, aber zugleich winkte er mich lächelnd aus meiner Entzückung. Doch scheint's der Virtuös hat es wahrgenommen, dann er griff nach und nach, wie unvermerkt seine Violin wieder mehr und mehr an, bis er in die Stärke kam, wie er dies Harpeggio (so nennt es mein Freund) angefangen hatte, alsdann ging der Baß wieder mit, und beide spielten noch eine zeitlang so zierlich fort, daß ich ihnen die ganze Nacht hätte zuhören mögen.

Als dieser abgetreten war, kamen zwei Jungfern mit dem Singmeister hervor, und eine Baß-Stimme. Diese ließen uns ein Italienisch Lied hören, viel schöner, als eines unserer allerbesten Weihnachts-Gesängen, und man war ein wenig stiller. Der Herr sagte mir, dies geschehe, weil die Jungfern vornehme Töchtern wären. In der That hatte man nicht Unrecht, dann sie sangen alle wie die Engel im Paradiese, aber dies verdroß mich, daß man nicht Recht für Recht gelten ließ. Warum dann hörten sie dem Virtuosen nicht auch zu und klatschten ihm auch? Da man diesen Bierern mit Händen und Füßen schlug, daß die Luft darüber hätte erzörnen mögen.

Hiermit hatte das Concert ein Ende, und jedermann ging nach Hause. Während diesem sprach mein Freund: Ich versichere Sie, ich bin recht böse über die Ungezogenheit unserer Leuten. Es ist wahr, nicht der sechste Theil kommt der Musik zu Gefallen. Die Weibsbilder erscheinen, sich sehen zu lassen; die Mannsbilder, sie zu sehen. Viele auch schämen sich, nicht vom Concerte zu sein, damit sie ja auch unter die schöne Welt gezählt werden. Allein anderswo kommen auch Leute an solche Orte, nicht eben der Harmonie zu Gefallen; doch sind sie zu belebt, durch ihre Unart den Liebhabern ihre Freude wegzustehlen. Alle diese Schwätzer verachten der Bauern Grobheit. Glauben Sie nur, ihre Aufführung läßt nicht herrlich; das Kleid allein macht nichts aus. Das Herrischthun und Gedenken adelt. Jene schön gepuzten Affen, da man ihnen Küsse vorwarf, verriethen gleich ihren Thiergeist und beschmißten dabei ihre prächtige Kleidung. Ich hätte bald gesagt, unsere Zuhörer gleichen ihnen. Sie haben ja Zeit genug zwischen dem Musificieren zu schwätzen, so könnten sie dann wohl andern zu Gefallen eine Viertelstund ihr Maul zuhalten, wo nur eines gegen dem andern die geringste Hochachtung hätte.

Indessen (fuhr er fort) ist mir leid, mein Herr, nicht besser mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Geschäfte rufen mich für etliche Monate aus der Stadt. Dies verdroß mich recht anzuhören, doch bedankte ich mich auf das höflichste für seine Leutseligkeit, nahm Abschied von ihm, setzte mich in meinen Wagen und tröstete mich an dieses Herrn Statt, meines gefälligen Wirths der 13 Cantonen.

Mein Herr Bruder und Hausherr empfing mich auf das höflichste. Es war eben Zeit zur Nachtmahlzeit. Wir waren nicht viel Leute, aber die Trachten desto niedlicher. Der Herr Wirth führte das Wort fast allein, und Burgunder und Champagner schloß die Mahlzeit.

Des andern Tags führte er mich die Karitäten der Stadt zu besehen; den dritten bat ich ihn, mich auf sein Landgut zu begleiten. Ich weiß auf diese Stunde noch nicht, ob er eins hat. Er fuhr mit mir auf ein Dorf in eine öffentliche Herberge. Allein es schien nicht, daß dies sein Eigenthum war. Dann der Gastgeber machte uns die Zeche ziemlich derb. Dies öffnete mir die Augen, daß mein neuer Herr Bruder vielleicht ein Geld-Freund möchte sein. Auch schwieg er von Thiergefechten und andern Lustbarkeiten der Stadt. Darum forderte ich des vierten Tages frühe meine Rechnung. Nach vielen Ceremonien eröffnete er mir endlich, weil ichs wäre, wollte er aus Betrachtung der Holländischen Confraternität (wie ers nannte) sich mit nur 27 Gulden Reichsgeld begnügen. Mir geschwand fast über der Anforderung; doch ließ ichs nicht merken.

Ich hatte von Burgdorf 30 Kronenthaler mitgenommen, darmit gedachte ich wenigstens fünf Wochen auszukommen. Dann von dort weg, bis zu diesem meinem lieben Bruder habe ich, vierzig Stund weit, nicht gar zwei darvon verthan. Ich sah aber, wo ich ferners blieb, würde ich in wenig Tagen

das Pferd und mich versehen müssen. Darum ließ ich satteln und verreisete selben Morgen wieder Burgdorf zu.

Dort legte ich mein Cavaliers-Kleid wieder bei meinem Better ab, versilberte es und bezahlte, was ich noch daran schuldig war, samt dem Pferd-Lohne. Darauf nahm ich meine Prediger-Gestalt von neuem an und setzte den Weg auf apostolisch fort wie ehedessen. Ich fand unterwegs in den fetten Pfrundhäusern bei meinen wahren Confratern wohlfeile und gesunde Kost bis nach Hause, da ich nach Verfließung 23 Tagen glücklich ankam. Sie nahmen mich mit allen Freuden auf, nur verwunderten sie sich über die Kürze meiner Reise. Nun bin ich entschlossen, ohne die Welt und meinen lieben Better Eidsgenöß ferners zu suchen meine alte Tage bei unserer Einfach und in meinem Vaterlande ruhig zu Ende zu bringen.“

Soweit unser nicht ganz harmloser Gewährsmann. Wenn derselbe zu Anfang seiner Berichterstattung von vierzig Mitwirkenden im Orchester spricht, so fällt die große Mehrzahl derselben dem Streichorchester zu, was sich aus der Zahl der noch vorhandenen geschriebenen Stimmen ergibt. Danach waren etwa sechs erste und sechs zweite Geiger, vier Cellisten und Bassisten vorhanden. In Bezug auf die Besetzung der Blasinstrumente kam man oft in Verlegenheit, aus welcher dann der Hornist des régiment polonais in Hünningen half; gegen 1 fl. zur Bestreitung der Uebernachtungskosten war er immer zu haben; <sup>11)</sup> als dasselbe dann aus Hünningen abging, fand das Collegium Musicum als Hinterlassenschaft der Trompeter die Nothwendigkeit vor, ihre in Basel gemachten Schulden zu bezahlen. Gleichwohl waren die Trompeter so unentbehrlich, daß man diejenigen des nachfolgenden Regiments sofort wieder für die Concerte engagirte und als Erkenntlichkeit für diese Ge-

<sup>11)</sup> Das gleiche Regiment lieferte auch zwei Trompeter.

fälligkeit dem französischen Garnisonsprediger in Hünningen einen Freiplatz im Concert zur Verfügung stellte.

Die Leitung des Gesangswesens lag um die Mitte des Jahrhunderts in den Händen des schon genannten Singmeisters Dorfsch, der 1750 auf 6 Jahre angestellt wurde und sich talentvolle Schüler und Schülerinnen nachzog;<sup>12)</sup> unter den letztern zeichneten sich durch öffentliches Auftreten die Jungfrauen Geymüllerin, Holzachin, Meyerin und Osmaldin aus. Das Publicum trug im Concert eine ausgesuchte Eleganz zur Schau und kam in seiner Mehrzahl aus allen möglichen Gründen eher als aus Interesse an der Musik, weshalb die Nachricht, man komme „um zu sehen und gesehen zu werden“, nicht aus der Luft gegriffen ist. Das Schwatzen während des Concertirens nahm oft derart überhand, daß der Direktor das Orchester aus Verzweiflung plötzlich pausiren ließ. Die Leistungen des Orchesters waren kaum schon ideale. Beim Vortrag von Arien war die Begleitung consequent zu stark, da jeder Dilettant sich allzu vernehmlich machen wollte; trat ein Dilettant als Solospieler auf, so wagte er sich in der Regel an ein zu schwieriges Stück. Gute alte Musik wurde oft zu Gunsten rasch vergänglicher Tagesliteratur vernachlässigt. Im Beifallspenden hielt sich das Auditorium nie an die Sache, stets an die Person: am besten kamen die Dilettanten aus vornehmen Basler Familien weg, während wirklich tüchtige musikalische Leistungen todtgeschwiegen wurden.

Für Hebung des Gesangswesens war Singmeister Dorfsch recht thätig, doch wurden mit den männlichen Zöglingen, ob schon sie den Unterricht umsonst erhielten, keine bemerkenswerthen Resultate erzielt; bis in die 1770er Jahre wurde über Abneigung der Jugend gegen den Gesang geklagt. Das Collegium

<sup>12)</sup> Erstere aus dem Gymnasium, Waisenhaus und obern Collegium.

suchte zwar nach Kräften die vorhandenen Vorurtheile zu zerstreuen, es stellte, da die damalige Vocalmusik größtentheils italienisch war, einen Italiener, Namens Nigrini an. Die Instrumentalmusik wurde in bürgerlichen Kreisen dem Gesang vorgezogen, einige Mitglieder des Orchesters scheinen auf ihren Instrumenten schon ganz Erfreuliches geleistet zu haben. Von dem Violinisten Christoph Rachel ist schon die Rede gewesen, der Organist Andreas Fäsch war ein vielbegehrter Clavierlehrer, Musikus Walz muß vielseitig gewesen sein; denn er empfahl sich für Unterricht auf Violine, Baß, Hautbois, Posaune, Zinken und Horn. In den siebziger Jahren erfreute sich Christoph Gengenbach wegen seiner Kunst, die Orgel „mit ungemainer Anmuth und Fertigkeit“ zu spielen, allgemeiner Anerkennung. Der Musiker Salathe, welcher „in Ansehung seiner Kunst und guten Aufführung“ das Privilegium erhalten hatte, während der Concertpausen Raffraichissements zu serviren, unterrichtete vier Bürgersöhne auf Staatskosten auf den zur Begleitung des Kirchengesangs nothwendigen Instrumenten; er war im Grund ein Pechvogel, da ihm seine guten Ideen zur Verbesserung der musikalischen Zustände gewöhnlich zu spät kamen, was ihn aber nicht hinderte, in sehr vorgerückten Lebensjahren die Concertdirection mit den großartigsten Offerten zu überraschen. Eine originelle Figur war „Friedrich Brändlin ein Würtemberger“, Musikdiener und, wenn nöthig, auch Musiker; zu St. Peter blies er zur Begleitung des Kirchengesangs Zinken und Clarinette. Vom Soldaten war er zum Concertdiener und Musiker avancirt, ohne gewisse soldatische Untugenden je gänzlich abzulegen: die Wachskerzenstumpfen und Ueberbleibsel der Mahlzeiten waren vor ihm nie sicher. Mit seinem Gehalt konnte er nie auskommen und vermochte denselben durch allerlei Kniffe bis auf 200 fl. emporzuschrauben; trotzdem blieb

seine Redlichkeit auf schwachen Füßen; von Dorsch wurde er einmal vor dem gesammten Orchester darüber interpellirt, wohin denn die 16 Maas Wein, die er unter die Musiker hätte vertheilen sollen, hingekommen seien; darüber gab sein Keller die beste Auskunft. Jahraus jahrein klagte Brändlin über knorzige Besoldung, was ihn aber nicht hinderte, auf dem Todbett dem Collegium seinen Sohn zum Nachfolger zu empfehlen.

Im Ganzen erfreuten sich die Musiker in öconomischer Hinsicht keiner günstigen Stellung. Während z. B. die Regierung in liberalster Weise auswärtige Truppen bei Hochzeiten und Tanzgelegenheiten auftreten ließ, war den Basler Musikern die Ausübung ihrer Kunst auf nicht baslerischem Territorium untersagt. Sie wurden von oben herab geradezu stiefmütterlich behandelt und sollten bei allen möglichen Anlässen gratis mitwirken. So meinte die Regenz der Universität, „das Collegium solle die in seinen Diensten stehenden Musicos soviel als möglich dazu anhalten, alljährlich bei der introductione Rectoris und Decani philosophici der Musik beizuwohnen und ohne Entgelt mitzuarbeiten“.

Singmeister Dorsch aus Geißelhäring in Bayern, der schon als Student aus Freiburg nach Basel war berufen worden, ließ sich die Verbreitung und Veredlung des Gesangs in unsrer Stadt recht angelegen sein. Seine Schülerinnen wirkten in den Abonnementsconcerten mit, oft ohne irgend welche Entschädigung, welche zuweilen sehr wohl angebracht gewesen wäre. So läßt (1754) „Jgfr. Dswaldin ihre Armuth wehmüthig vorstellen, indem sie sich nicht im Stand befindet, sich die nöthigen Kleider anzuschaffen, und dessentwegen vor G. Auditorio nicht sehen lassen dörrfte, bittet man möchte auß Commiseration ihr etwas beisteuern, umb sich kleiden zu können.“ Zeitweise hatte Dorsch Mühe, seine Zöglinge im gehörigen

Respekt zu erhalten, so daß er genöthigt war, beim Collegium Klage zu führen „sonderheitlich über Jgfr. Meyer, als welche sich sehr hochmüthig und unwillig aufführe, auch ihm den schuldigen Respect versage“ (1752). Ganz vorzugsweise lag ihm alljährlich das Gelingen der Johanni- oder Schwörtagsaufführung am Herzen. Am Sonntag nämlich, der auf den Tag Johannes des Täufers folgt, zogen 7 Uhr Morgens die Räthe vom Rathhaus auf den Petersplatz. Vom obern Gemach des Schützenhauses aus hielt der abtretende Bürgermeister, einen Ehrenkranz auf dem Haupte, an die anwesende Bürgerschaft eine feierliche Anrede, worauf Häupter und Räthe sich in die St. Peterkirche begaben, wo eine auf die Feier bezügliche Predigt angehört und mit Musik der ganze Actus beschlossen wurde. Zweimal, 1751 und 1766, war der leider nicht mit Erfolg gekrönte Versuch gemacht worden, den Regimentswechsel durch eine größere musikalische Feier im Münster festlich zu gestalten.<sup>13)</sup> Aus den Musiktexten, in denen anno 1777 den Landesvätern die Sorge für ihre Unterthanen anempfohlen wurde, ergibt sich, daß der Gesang in den Händen angesehenener Personen lag. Auch hier läßt sich, wie in den Concertprogrammen, das Gesetz der musikalischen Steigerung beobachten, insofern zuerst hintereinander Jgfr. Frey, Jgfr. Ryhiner und Herr Johann Meyer als Solisten austraten, worauf sich Jgfr. Frey und Jgfr. Ryhiner zu einem Duett verbanden und Singmeister Dorsch dem Ganzen mit seinem Gesang die Krone aufsetzte. Es war ihm auch die Leitung der Kirchenconcerte in der Karwoche übertragen. Vermuthlich hat er auch bei der musikalischen Ausstattung des Universitätsjubiläums mitgewirkt, ohne daß dieselbe eine hervorragende gewesen wäre; denn es wechselte damals die Direktion des Collegiums viel

<sup>13)</sup> Vgl. Hubers Statutarium Basiliense S. 5 (Staatsarchiv).

zu oft. Dorsch verstand es, sich eine feste und einflußreiche Stellung zu gründen, Schüler und Schülerinnen in großer Zahl auszubilden und die Gunst des Collegiums in dem Maße sich zuzuwenden, daß Niemand die doch früh genug und sehr scharf hervortretenden Untugenden seiner Künstlernatur zu bemängeln sich getraute. Das Collegium trug gerne zur Verbesserung seiner Stellung bei, doch nur, wie es im Contract lautet, „mit der heiteren Erläuterung, daß er, Herr Dorsch, sich während seinem hiesigen Aufenthalte still und ehrbar aufführe, als worauf es am meisten ankommt.“ Aber sehr bald that Dorsch alles mögliche eher, als gerade dieses letztere; zahlreiche Klagen über seine Viederlichkeit im Ertheilen von Vectionen, zeitweiliges Durchbrennen, Unhöflichkeit gegen Schüler und Collegen, Vergeßlichkeit im Schuldenzahlen kehren sehr häufig wieder. Da er aber als guter Musiker unentbehrlich war, so drückte das Collegium angesichts seiner menschlichen Schwächen mehr als nur ein Auge zu.

Sonst füllte das Collegium seinen Posten mit großer Kenntniß und Hingebung aus, oft wurde es von der Regierung in Angelegenheiten der Kirchenmusik um ein Gutachten angegangen und hatte z. B. bei den Wahlen der Organisten ein gewichtiges Wort mitzureden. Den Concertbesuchern suchte es auch in geselliger Hinsicht Etwas zu bieten, indem es den Versuch machte, sie (1751) zu vierteljährlich wiederkehrenden Fronfastenmahlzeiten auf dem Musiksaal, das Gedeck zu fünfzehn Bazen und drei Bazen für Tafelmusik, einzuladen; doch wurde der Versuch wegen zu schwacher Betheiligung bald wieder aufgegeben. Besser scheint 1753 eine Schlittensfahrt mit darauf folgendem Ball beliebt zu haben.

Indessen saß dem Collegium das böse Geschick in der Person des Singsmeisters Dorsch auf dem Nacken. Das an-

steckende Beispiel, das er mit seiner Pflichtvergessenheit gab, wirkte ansteckend auf die übrigen Musiker. Es kam im Collegium zu ernsthaften Mißhelligkeiten darüber, ob gegen seine Dienstversäumnisse einzuschreiten sei oder nicht, und die Mitglieder standen sich als Freunde und Feinde Dorschs gegenüber; darunter litten die Concerte, zudem war 1755 Direktor Pfaff gestorben; da wurde, um dem Collegium aus der Sackgasse herauszuhelfen, folgender Anzug gestellt und berathen: „Man möge ein Mittel erdenken, umb zwischen denen Herren C. Gliedern bessere Harmonie zu pflanzen.“ Endlich, unmittelbar bevor sein sechsjähriger Contract abgelaufen war, schlug Dorsch dem Faß den Boden selber aus. An einem Samstag Abend, anstatt Arien abzuschreiben, saß er bis in die tiefe Nacht im Wirthhaus und war unfähig, sich zum Sonntagmorgengottesdienst mit vollem Bewußtsein einzufinden. Damit wurde die Feier des Schwörtaggottesdienstes empfindlich gestört; denn kein Singmeister wollte anstimmen. Zu wiederholten Malen wurde Dorsch nach St. Peter citirt, doch das eine Mal hatte er sich verschlafen, das andre Mal die Musikalien nicht fertig schreiben können, endlich hieß es, er sei nicht rasirt. Jetzt verlor sogar die Regierung ihre väterliche Geduld und ließ dem lieberlichen Singmeister den Laufpaß zustellen.<sup>14)</sup> Nochmals machten trotz alledem seine Freunde eine allerdings vergebliche Anstrengung, den unentbehrlichen Dorsch durch ein Hinterthürlein wieder an seinen Posten zu practiziren. Er mußte in der That Basel verlassen, scheint aber trotz seinen vielen und ausgesprochenen Lastern eine Lücke hinterlassen zu haben, sonst wäre er nicht einige Jahre später, als über die frühern Vorkommnisse Gras gewachsen war, ohne Widerspruch in Amt und Ehren eingesetzt worden; 1764 folgte dann freilich seine

<sup>14)</sup> Vgl. Collegium Musicum St. 29. D. Nr. 6 (Staatsarchiv).

Entlassung zum zweiten Mal; merkwürdiger Weise ließ sich aber das Collegium Musicum in seiner unerschöpflichen Langmuth 1776 bewegen, ihn wiederum anzustellen. Von 1761 an wurde allerdings ein zweiter Singmeister, Benedict Kraus von Salzburg angestellt. Ihm fiel die Aufgabe zu bei Concerten und Festmusiken „sowohl das Clavier als andere ihm bekannte Instrumente zu tractiren und mitspielen zu helfen“; leider verließ er 1762 Basel schon wieder, da ihn Markgraf Ludwig Georg von Baden zu seinem Hofstenoristen ernannt hatte.<sup>15)</sup>

Eine gefährliche Concurrenz erwuchs dem Collegium im Theater. Einerseits wurde durch dasselbe die Concertfrequenz beeinträchtigt, anderseits stellte es die Gewissenhaftigkeit der Musiker auf die Probe; denn es war eine harte Versuchung für das Musikerpersonal, im Concert dem Reich der Töne zu dienen, während zu gleicher Zeit auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, gespielt wurde. Als es einmal so weit kam, daß das Orchester samt der Concertsängerin in der Theater- vorstellung sitzen blieb und das Concertpublicum umsonst auf die Symphonie warten ließ, da war Abhilfe dringend nothwendig. Man verlegte deshalb die Concerte auf die Zeit nach dem Sonntagnachmittagsgottesdienst, später auf den Samstag, auch (1773) auf den schon früher üblichen Mittwoch. Es kostete nicht geringe Mühe, das Schifflein der Frau Musica durch alle diese Klippen, die sich dem Collegium in Gestalt eines Concurrenzinstitutes oder in Gestalt pflichtvergeßener Musiker oder gar Direktoren entgegenthürmten, ohne Schaden hindurchzusteuern. Besonders das Ausfindigmachen geeigneter Direktoren verursachte ganz erhebliche Schwierigkeiten. Nachdem verschiedene Musiker einander rasch in dieser Würde abgelöst

<sup>15)</sup> Vgl. Archiv der Allg. Musikgesellschaft, Bd. III.

hatten, mußten in Ermanglung von Fachleuten mehrere Male sogar Dilettanten den Taktstock schwingen, so ein Dr. Heinrich Burckhardt (1755—1760), Notar Oberriedt (1760). Sie erwarben sich allgemeine Anerkennung, die ihnen vom Collegium in Gestalt von silbernen Kaffelöffeln, Kaffekannen und dergl. gelohnt wurde. 1762 wurde der tüchtigste der Musiker, Dömmelin, mit der Direktion betraut, obschon er früher einmal wegen Insubordination war gejagt worden. Als Solist erfreute er sein Auditorium mit eigenen Claviercompositionen, von der Regierung wurde er zum Orgelinspector ernannt, und das ihm geschenkte Zutrauen hat er der Stadt Basel damit gelohnt, daß er seine reiche musikalische Bücherammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht hat.

Gedruckte Concertprogramme gab es nicht, die beiden Bürgermeister wurden auf ihren ausgesprochenen Wunsch hin mit geschriebenen Programmen ausgezeichnet; sie zu drucken wäre schon deshalb nicht wohl angegangen, weil bei den Mitwirkenden das bekannte „plötzliche Unwohlsein“ eine noch größere Rolle spielte als heutzutage und demzufolge die Programmänderungen sozusagen auch zum Programm gehörten. War eine Verstärkung des Orchesters geboten, so fand man immer in Hünningen Aushilfe. Näheres über die Pflege der Vocalmusik erfahren wir nicht; wenn sie ungefähr wie anderwärts beschaffen war, so war sie auf jeden Fall vor den hochgestiegenen Anforderungen der Jetztzeit nicht stichhaltig, aber gewiß im Vergleich mit dem, was damals andere Städte von gleichem oder höherm Rang leisteten, aner kennenswerth. Von 1761 fand häufig in der Karwoche oder auf Pfingsten ein „concert spirituel“ statt, 1767 wurde bei einer Auflage von 600 Textbüchlein das bis auf den heutigen Tag aufgeführte Oratorium „der Tod Jesu“ von Graun gegeben. In den Abonnements-

concerten wurden von 1764 an hin und wieder ganze Opern-  
akte aufgeführt. Von Zeit zu Zeit findet sich die Notiz, man  
habe wieder eine Anzahl Symphonien und Arien aus Italien  
bestellt. Die Besetzung der Soli geschah, wenn es irgendwie  
thunlich war, durch einheimische Kräfte, unter welchen sich  
Jgfr. Englerin und Jgfr. Tschudin — letztere ihres Berufes  
Dienstmagd — rühmlich hervorthaten. Zweitens ließen sich  
auch fremde Sängerinnen hören, und bald war das Publicum  
von solchen Gästen derart entzückt, daß sich das Collegium zur  
Anstellung einer italienischen Sängerin, der Signora Gizielli  
(1771) entschloß. Madame Gizielli aus Neapel „*promet de  
chanter chaque jour de concert trois airs italiens*“, sie  
verpflichtete sich desgleichen „*d’assister et de chanter dans  
toutes les musiques d’église*.“ Die allmälige Verbesserung  
der Concertleistungen hatte bald auch eine andere, höchst wohl-  
thätige Einrichtung zur Folge, nämlich eine Reduction der  
Concerte, die Saison morte dauerte nun von Ende Mai bis  
Mitte Oktober. Mad. Gizielli befriedigte die Erwartungen des  
Basler Publicums in hohem Grade, so daß das Collegium sie  
immer wieder engagirte „und zwar auß dem Grund, weilien  
diese Sängerin dem Publico sehr angenehm, und zu befürchten,  
daß durch derselben Entbehrung Viele Herren honoraires  
könnnten bewogen werden zurückzubleiben.“ Das Institut selber,  
eine Concertsängerin fix für die Dauer eines oder mehrerer  
Winter regelmäßig in jedem Concert auftreten zu lassen, war  
für lange Zeit das, was den hiesigen Bedürfnissen am besten  
entsprach und zugleich die Kasse des Collegiums nicht über  
Gebühr in Anspruch nahm. Fünf Jahre hindurch dominirte  
nun die Gizielli im Concert und trat erst zurück, als das  
Collegium langmüthig genug war, den alten Dorfsch wieder  
nach Basel zu ziehen. In den Reisebriefen eines Sachsen aus

der Schweiz<sup>16)</sup> finde ich ein ungünstiges Urtheil über die Gizielli: „Indessen hält man — so heißt es dort — doch eine Sängerin, eine alte Italienerin, deren Stimme vorüber ist und die diesen Verlust weder durch Kunst noch durch Geschmaek ersetzt.“ Günstiger spricht sich freilich ein anderer Zeitgenosse (1773) aus:<sup>17)</sup> „Unter andern hörten wir eine italienische Sängerin, die gut sang, ob sie gleich alt war.“ Als die Gizielli nachgerade ganz aus der Mode kam, veranlaßte man sie durch Reducirung ihres Gehaltes zum Weggang von Basel und nahm dafür (1776) den alten Dorsch, der sich arm und verschuldet in Berlin herumgetrieben hatte, in Gnaden wieder an. Damit war aber dem Concert wenig gedient. Denn jetzt beklagten sich die Abbonnenten mit vollem Recht, daß sie den mehr als 30 Jahre im Dienst stehenden Dorsch mit seiner ausgefungenen Kehle wieder hören müßten und gaben ihr Abonnement auf. In den erwähnten Reisebriefen heißt es von Dorsch: „Der Sänger wird von dem hiesigen Publicum allgemein als ein verdienter Tonkünstler anerkannt; auch soll er eine gute Stimme gehabt haben, von der sein hohes Alter und seine mehr als unregelmäßige Lebensart jetzt nichts mehr als einige Reste zurückgelassen haben.“ Endlich sah auch das Collegium ein, daß es mit Dorsch's Wiederberufung einen Mißgriff gethan habe, und gab ihm 1781 den endgiltigen Abschied. Bis zu Anfang der achtziger Jahre wird die Situation immer kläglicher; das Collegium hat fast nichts als Austrittsanzeigen der Concertbesucher und Bettelbriefe der schlecht bezahlten Musiker zu registriren. Niemand wollte die Schuld an diesem traurigen Stand der Dinge tragen, das Collegium jammerte im Allgemeinen

<sup>16)</sup> Vgl. Briefe eines Sachsen (Küttner) aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig, I. 231.

<sup>17)</sup> Vgl. Böhnstahl's Briefe, V. 57.

über Mangel an Sinn für die edle Musik, das Publicum über die Unfähigkeit des Collegiums, und beide hatten Recht. Schließlich sah sich das Collegium mit Hinterlassung eines beträchtlichen Deficits zur Demission genöthigt.

Nun trat ein wohlthätiger Personenwechsel ein, elf Mitglieder, an ihrer Spitze Daniel LeGrand und Peter Ochs,<sup>18)</sup> thaten sich 1783 zu einer „Concertdirektion“ zusammen und brachten die Concerte bald wieder in neuen Flor. Daneben gedieh auch die Hausmusik in erfreulicher Weise, hatte doch der Besitzer des blauen Hauses einen vollständigen Musiksaal eingerichtet, über welchen eine Zeitgenossin<sup>19)</sup> Folgendes schreibt: „On me montra une grande et belle maison meublée simplement, d'une propreté ravissante; j'y vis une salle consacrée à faire de la musique; tous les instrumens nécessaires à un grand orchestre y sont déposés et appartiennent au propriétaire. La collection de musique, qui est fort considérable, d'après un léger apperçu, ne nous parut point agréable. Nous ne trouvâmes que des auteurs allemands(!), inconnus aux amateurs du genre en vogue sur les deux premiers théâtres de notre capitale.“

Die neue Concertdirektion hielt bis 1799, als die Welt-ereignisse ihre Wellen bis in den Concertsaal zu schlagen anfangen, auf ihrem Posten aus. Neben der Ausbildung der einheimischen Kräfte wurde namentlich der Sologesang zu Ehren gebracht. Jeden Winter wurde eine fremde Sängerin engagirt,

---

<sup>18)</sup> Die übrigen Mitglieder waren: J. J. Merian, Jakob Sarasin, Paulus Preiswerk, Burchardt im Kirchgarten, Gerichtsherr Bernoulli, Hieron. de Niel, Bernoulli, Bischoff zum Luft, Peter Hans Balthasar Burchardt, Samuel Ryhiner.

<sup>19)</sup> Vgl. Voyage d'une Française (Londres 1790) I. 76.

nur ein einziges Mal zur Abwechslung ein Sänger, Namens Bianchi, während Dilettanten nach wie vor im Concert auftraten. Besonderer Ehre wurde Fräulein Bayer aus Wompelgart gewürdigt, die so beliebt und gefeiert war, daß sie in der Equipage in's Concert abgeholt wurde. Wollten durchreisende Künstler von Bedeutung concertiren, so trat ihnen die Direktion Saal und Orchester meistens gratis ab und garantierte ihnen eine gewisse Zahl von Plazen, vorausgesetzt, daß sie sich vorher im Abonnementconcert gratis hören ließen. Eine Reihe von Virtuosen concertirte in dieser Weise: 1751 der Cellist Lancetti aus Turin, der Fagottist Della Valle nebst Tochter, 1779 der vorzügliche Violinvirtuose von Effer, 1783 der berühmte Cellist Jeanson, 1784 Mlle. de Parads, eine blinde Claviervirtuosin aus Wien, Mad. Mara aus Besancon, 1787 der hochberühmte Violinist Ignaz Fränzl, Capellmeister zu München, später Theatercapellmeister zu Mannheim, 1790 der Virtuose Jarnowitz. Den Letztern hörte der comte de Clairvoyant<sup>20)</sup> und berichtet über seinen Concertbesuch wie folgt: „. . . ce n'est qu'en hiver qu'on peut jouir de la vue des dames dans une salle, où elles se rendent en grande parure tous les mercredis, pour assister à un concert donné par des amateurs. Il est facile aux étrangers un peu connus de s'y faire admettre gratuitement. Il est rare toutefois qu'en temps de foire, il n'y ait quelque concert extraordinaire au profit des grands maîtres, qui passent par cette ville, et qui se sont pourvus de quelque bonne recommandation. Mais alors, comme vous pouvez bien le croire, l'entre n'est pas gratuite, et le prix ordinaire des billets est de quarante cinq sous de France. Il n'y a que deux jours, que le célèbre Jarnowitz

<sup>20)</sup> Vgl. Lettres sur la Suisse, par le Comte de Clairvoyant. I. 56.

a donné un de ces concerts, où ce virtuose, à la grande satisfaction de tous les spectateurs, a donné de nouvelles preuves de la supériorité de son talent. Il est d'usage dans ces sortes d'occasions, que quelque jeune dame ou demoiselle de la ville chante, ou touche de quelque instrument: ce qui ne contribue pas peu à augmenter l'intérêt de cette espèce de spectacle.“

So war die Concertdirection nach allen Seiten bestrebt, die Verhältnisse zu ordnen, das Interesse der Musiker anzuspornen, ohne den Vortheil ihrer Abonnenten außer Acht zu lassen. Bereits taucht auch der Gedanke auf, eine Musikschule in's Leben zu rufen. Nur schade, daß derjenige, der ihn practisch durchführen wollte, ein Greis von 75 Jahren war: der schon erwähnte Salathe. 1786 nämlich reichte er der Regierung eine Bittschrift<sup>21)</sup> ein. „Ich fühle mir noch genugsame Kräfte und darf mir auch ohne Ruhm schmeicheln, die nöthigen Talente zu besitzen, eine neue Musikschule einzurichten und die Pflichten eines Lehrers sowohl in der Vocal-Musik, als in mehreren Theilen der Instrumental-Musik zu erfüllen. Verschiedene erleuchtete Kenner eines löbl. Collegii Musici unterstützen mich in diesem Vorhaben und glauben mit mir, daß der Geschmack und die Begierde zur edlen Musik unter unserer bürgerlichen Jugend wieder aufleben, auch das Gesang der Kirche<sup>22)</sup> verbessert sein würde, wenn Guer Gnaden gnädigst geruhen wollten, wie ehemals öffentlichen Unterricht in der Musik ertheilen zu lassen (Vgl. S. 8), und daß auch wie

---

<sup>21)</sup> Staatsarchiv St. 29. D. Nr. 12 (Collegium Musicum).

<sup>22)</sup> Der Kirchengesang scheint damals sehr im Argen gelegen zu haben; denn 1782 macht das geistl. Ministerium der Regierung Vorschläge über die Verbesserung des Kirchengesangs. Unjonst. 1787 erneuert es dieselben (Staatsarchiv St. 76. G.)

ehemaligen Tonkünstler unter unsern Mitbürgern aufstehen würden, die wir jetzt von Fremden mit großen Kosten zu uns locken müssen. . . . . Die darauf zu verwendenden Unkosten sind keine oder sehr gering. Der Ort, nämlich das Refectorium der Bursanten im Obern Collegio, wird täglich gewärmt und ward auch schon ehemals diesem Unterricht gewidmet. Auf Cuerer Gnaden Befehl bin ich erbietig 3 oder 4 Tage in der Woche Abends von 4—7 Uhren alle Bürgers-Söhne, auch Schirms Verwandte in den Grund Regeln der Sing-Kunst, von blasenden Instrumenten in der flüte traversière und des Bassons zu unterrichten. Andere, die Saiten-Instrumente, als Violin und Baß, vorzüglich zu üben erwählten, verspreche ich, durch unermüdeten Fleiß so weit zu führen, daß sie durch eigene Uebung bequeme Musici werden können. Junge Bürgers Töchtern, die eine helle Stimme und Begierde zur Musik besitzen, erbiere ich in ihren Häusern gratis zu unterrichten.“ Um seine Meinung befragt, gab das Collegium Musicum zur Antwort, prinzipiell sei es mit der Gründung einer Musikschule durchaus einverstanden, doch besitze es nicht genug Mittel, die nöthigen Instrumente zu liefern, und noch viel weniger sei ein Greis die Persönlichkeit, ein solches Institut in's Leben zu rufen.

Somit gehörte eine Musikschule einstweilen noch in's Reich der Träume. Zunächst suchte die Concertdirektion innerhalb des noch enger gesteckten Rahmens ihrer Aufgaben möglichst viele Verbesserungen anzubringen. Vorerst wurden die Besoldungen der Musiker mit ihrer Leistungsfähigkeit einigermaßen in Einklang gebracht, die Anzahl der besoldeten Musiker wurde, sobald die Finanzen es gestatteten, erhöht und betrug 1790 circa zwanzig, ihre Solovorträge wurden, wie nur recht und billig, extra honorirt, erwünschte Verstärkung lieferte eine an-

sehnliche Zahl von Dilettanten, deren Schaar zeitweise derart überhand nahm, daß sie nur abwechselungsweise mitwirken konnten; das gesammte Orchester mochte somit 30—40 Mann zählen. Jährlich fanden circa 20 Abonnementconcerte statt, ungerechnet die mancherlei Benefiz- und Kirchenconcerte sowie die Schwörtagsmusik. Als Dirigent erwarb sich einen verdienten Namen Christoph Rachel (1728—1793), der von der I. Violine aus das Orchester zu dirigiren pflegte; er brachte mit großem Erfolg das Violinspiel in Basel zu Ehren.

In den damaligen Programmen bürgerten sich unter den Symphonien die Werke Haydns und Mozarts allmählig dauernd ein, dann folgten in der Regel zwei Arien und eine Menge Solovorträge von Musikern und Dilettanten, hin und wieder Streichquartette und Streichquintette. Die Concertdirektion mußte auch das finanzielle Gleichgewicht zu erhalten; für die Mitwirkung an der Schwörtagsmusik ließ sie sich jeweilen mit 100 Neuthalern (gegen 600 Fr.) entschädigen. Die Mitglieder der Direktion mußten sich mit 6 Louisd'or (= 138 Fr.) einkaufen. Das Concertabonnement für eine Person kostete 4 Neuthaler, für Vater und Sohn 6 Neuthaler, für Vater und mehrere Söhne 8 Neuthaler. Damen und Fremde wurden gratis eingeführt. Klagen über störendes Benehmen derjenigen Concertbesucher, die nur, um zu sehen, nicht um zu hören, sich einfanden, verschwanden nie von der Tagesordnung. Während der Hauptpausen war die Conversation so lebhaft wie an der Börse; schlimm genug, daß sie oft die musikalischen Vorträge störend unterbrach, noch schlimmer, daß sie hauptsächlich dem schönen Geschlecht und den Kindern zur Last fiel, und daß die Proclamationen und Anschläge der Direktion nie eine entschiedene Sprache annehmen durften, sondern sich immer im Tone der ergebensten Höflichkeit halten mußten. Vielen wirklichen Musik-

freunden wurde der Lärm des Publicums „unerträglich“ und sie fingen an dem Concert fern zu bleiben. Da erließ die Direktion (1789) folgendes „Avertissement“: „Da die Herren Direktoren des Löbl. Concerts wahrgenommen und gehört haben, daß mehrere Liebhaber und Liebhaberinnen der Musik dieses Jahr das Concert weniger als sonst besuchen, weil sie durch die immer fortdaurende Conversation in ihrem Vergnügen gestört werden: So ersuchen sie auf's höflichste dieselben, sich künftig wieder einzustellen, mit der Versicherung, daß alle anwesenden Ehren-Personen beiderlei Geschlechts sich gewiß bestreben werden, den wahren Endzweck dieses Löbl. Instituts nicht durch Aufstehen während denen beiden Akten der Musik, noch mit starken Reden zu unterbrechen, und gerne das Vergnügen der Conversation auf die Entreactes einschränken werden, damit sowohl Symphonie als andere Instrumental- und Vocal-Musik von denen Liebhabern und Gönnern rein und ununterbrochen genossen werden könne.

Direktion des Löbl. Concerts.“

Als auch diese Sprache nicht fruchtete, drohte die Direktion allen Ernstes mit ihrem Rücktritt: „Auch versieht man sich zur natürlichen Gefälligkeit des schönen Geschlechtes von sämtlichem jüngerem und älterem Frauenzimmer, daß sie hierinnen mit gutem Beispiel den Ton geben werden, so wie selbige geziemend ersucht sind, sich während der Musik auch das Aufstehen nicht zu erlauben. Sollte die Direktion nicht glücklicher in ihrer Bitte sein als voriges Jahr, so würde sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, für ein künftiges Jahr die Hand von diesem so beliebten Institut abzuziehen.“ Gänzlich gelegt hat sich dieses Anwesen noch lange nicht. Noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war das Conversiren oft so lebhaft, daß Musikdirektor Tollmann häufig mit dem

Orchester plötzlich pausirte. Immerhin hatte die oben erwähnte Verordnung von 1789 den entschiedenen Erfolg, daß die Direktion sich getrauen durfte, die zwei halbstündigen Pausen zwischen den verschiedenen Theilen des Programms in eine einzige zusammenzuziehen. Sie verstand es überhaupt, ihr Publicum richtig und nach den vorhandenen Verhältnissen, nicht nach einem idealen Maßstab, zu beurtheilen. So stellte sie den vielen Ehemännern und Brüdern, welche bloß ihren Frauen und Schwestern zu Liebe das Concert besuchten, denen aber Musik im Grund ein Greuel war, im Hintergrund des Concertsaals Spieltische und Kartenspiel zur Verfügung, und lenkte damit die störenden Elemente in die Ferne ab. Gegen diese Neuerung erhob aber plötzlich die Regenz der Universität als Eigenthümerin des Lokales Einsprache und erließ ein Verbot gegen das Kartenspielen in ihrem Saal. Die Concertdirektion ließ sich jedoch nicht ohne Weiteres einschüchtern, sondern versuchte auf gütliche Weise den Streit beizulegen, und endlich geschah es, daß die Zähigkeit der Concertdirektion über die Strenge der Regenz den Sieg davontrug und letztere ihren Beschluß annullirte.

Mit dem Ende der neunziger Jahre brach auch für das Concertwesen eine trübe Zeit an; die kriegerischen Ereignisse verpflanzten sich auf Schweizer Boden, und während solcher Krisis die Pflege der Musik zu fördern hatte Niemand weder Lust noch Muth. Man suchte zu retten und zu halten, was möglich war; zunächst theilte man die 20 Concerte in Concerte und Bälle, so daß 10 Concerte und 10 Bälle abgehalten wurden; umsonst, das Concert blieb leer, der Ball fand Zuspruch, das Concert ging 1799—1800 ganz ein, der Ball dauerte fort. Abwechslungsweise wurde auf der Zunft zu Safran, zum Schlüssel und im Collegium trotz seiner angeblichen Baufälligkeit getanzt.

Nichts ist begreiflicher, als daß in den nun folgenden Kriegsjahren, da ganz Europa in Waffen stand, da Handel und Gewerbe stockten, finanzielle Beklemmung Staat und Private nach allen Seiten einengte und ihre Kräfte aufzehrte, das Concertwesen auf längere Zeit einem Stillstand verfiel. Wohl veranstalteten einzelne Musiker, um ihr Fortkommen zu ermöglichen, Concerte. Es fand sogar, während viele Franzosen sich in Basel aufhielten, die französische Musik in Basel Eingang. 1800 führte ein Künstler Namens Böhm auf der Münsterorgel die Schlachten Napoleons in einem Tongemälde auf, wobei die Kanonenschüsse auf der großen Trommel gegeben wurden. Bei einem Gelegenheitsconcert im Collegium fingen in Abwesenheit der vornehmen Welt die Franzosen im Takt an zu stampfen, pfeifen und singen und verlangten einen Walzer zum Tanzen, worauf eine Behördensperson sie nur damit zu beschwichtigen vermochte, daß sie die Baufälligkeit des Collegiums in recht eindringlichen Worten schilderte.

1803 ging mit dem Aufhören der helvetischen Republik auch für die Concerte wieder eine bessere Zeit an, ohne daß gerade ein totaler Umschwung aller Verhältnisse stattgefunden hätte. Noch 1807 brachte es die Direktion nicht über das Herz, den Juden das Abonnement zu gestatten. Wiewohl auch später 1813 bis 1815 die kriegerischen Ereignisse sich bis hart vor Basels Thore herandrängten, wiewohl es in den dreißiger Jahren an bürgerlichen Wirren nicht fehlte, so waren die Unterbrechungen, welche eintraten, doch nur von momentaner Art, zu einem längern Stillstand der Concerte, einem Abdanken der Direktion kam es nicht mehr. Zunächst ließ man Ball und Concert regelmäßig abwechseln, da zeigte es sich bald, daß die Bälle zahlreicher besucht wurden als die Concerte. Hierauf kam die Direktion auf den Gedanken, Concert und Ball an

einem Abend hintereinander abzuhalten, dieses Uding von Musik und Tanz erhielt den Namen „Concertball“ und hatte, wie dies schon in der Wortbildung enthalten ist, den Hauptnachdruck auf dem Ball. 1812—1814 folgte eine rechte Leidenszeit für die Concertdirektion. Die Schwierigkeiten, das Institut überhaupt nur zusammenzuhalten, wurden so groß, daß Niemand mehr das Präsidium führen wollte und das Loos entscheiden mußte. 1813 fielen von dreizehn projectirten Bällen zehn aus, und das Jahr darauf waren die Mittel so knapp, daß nicht nur keine Concertfängerin mehr konnte angestellt werden, sondern daß den Musikern erhebliche Abzüge an ihrer Besoldung mußten gemacht werden, was letztere, in Unbetracht der unabänderlichen Verhältnisse, zum großen Theil „mit Vergnügen“ unterzeichneten. Man suchte sie durch Anweisungen auf Benefizconcerte bei guter Laune zu erhalten.

Was in den drei ersten Decennien dieses Jahrhunderts für das Concertwesen bei uns gethan wurde, knüpft sich an den Namen des in hohem Grade verdienten Musikdirectors Johannes Tollmann, eines Schülers des oben erwähnten Ignaz Fränzl. Schon mit 8 Jahren hatte er mit seinem Violinspiel die Aufmerksamkeit des Cursfürsten von der Pfalz in Mannheim auf sich gelenkt. 1804 wurde er nach Basel berufen, nachdem ein Jahr vorher die Unterhandlungen mit Herrn Kreuzer, sehr wahrscheinlich dem Componisten des Nachlagers,<sup>23)</sup> um Uebernahme der Direktion zu keinem Resultate geführt hatten.

---

<sup>23)</sup> Diese Vermuthung gewinnt dadurch an Haltbarkeit, daß Conradin Kreuzer, wie Martin Vogt in seiner Autobiographie (S. 168 des Manuscripts) bezeugt, sich in Basel aufhielt. („Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn [Conradin] Kreuzer auf einer Kunstreise in Basel, wo er Clavierconcerte gab.“)

Tollmanns Einfluß machte sich rasch in der vortheilhaftesten Weise bemerklich, und bald wurde ihm die Direktion der Concerte angeboten, die er bis zu seinem Ende innehielt, trotzdem drei Hauptstädte der Schweiz, drei Städte Deutschlands und zuletzt noch 1817 das Mainzer Stadttheater ihm ehrenvolle Direktionsposten anboten. Tollmann war der erste, welcher zur Erzielung künstlerisch vollendeter Concerte regelmäßige Orchesterproben einführte, er besetzte die erste und zweite Violine mit je 10 Geigern und suchte die Programme auf das damalige Niveau der Kunst zu heben. Er zuerst hat Mozarts und besonders Beethovens Symphonien eingebürgert, obschon sich gegen die letztern noch längere Zeit eine hartnäckige Opposition geltend machte, da noch viele von den „ganz langen“, d. h. Beethovenschen Symphonien nichts wissen wollten. Tollmann verstand es, das Terrain langsam aber sicher zu erobern und dem Publikum zu Gefallen an der Partitur fröhlich zu streichen, d. h. sowohl das allzu Schwierige als das allzu Unverständliche auszulassen. Nur durch Concessionen dieser Art an das Publikum gelang es, allmählig und schrittweise die Concerte aus bloßen Unterhaltungsabenden ihrer wahren Bestimmung entgegenzuführen. Tollmann galt unter den Musikdirektoren in der ganzen Schweiz bald als Nummer Eins. Sehr anerkennend spricht sich u. A. Spohr <sup>24)</sup>, ebenso ein Zeitgenosse, der längere Zeit mit ihm in regem Verkehre stand, über ihn aus. Es ist dies der Organist Martin Vogt, geb. 1781 zu Kullmain in der obern Pfalz, gest. 1854 als Organist in Colmar. Derselbe hatte 1812 einen Ruf als Organist und Lehrer in Arlesheim erhalten und schreibt über die Beziehungen, die er von dort aus

---

<sup>24)</sup> Spohr concertirte 1816 in Basel. Vgl. „Louis Spohr's Selbstbiographie“, I. 250.

mit Basel unterhalten hat, wie folgt: <sup>25)</sup> „Schon im ersten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Basel ersucht, Musikunterricht zu geben; auch wurde ich ersucht, in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dies war nun sehr mühsam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich also in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren mußte, um Sonntag Morgens im Gottesdienste zu sein. Abends ging ich wieder in's Concert nach Basel. . . .“ Herr Tollmann, der damalige Musikdirektor in Basel, ein Mann für die Musik, dergleichen wenige mehr gefunden werden, sorgte mehr für fremde Künstler, die nach Basel kamen, als für sich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichnete Musiker nach Basel, so war er unermüdet, demselben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bei ihm waren alle Künstler wie zu Hause, und eben bei ihm lernte ich kennen Fränzl aus München (Ferdinand, Violinspieler wie sein Vater Ignaz), den berühmten Violinspieler und Compositeur, Winter, Kapellmeister in München, der mehrere Jahre nacheinander eine seiner Schülerinnen als Sängerin für die Wintermonate nach Basel brachte, Carl Maria von Weber, der zwei Concerte gab, Kapellmeister Spohr, Violoncellist Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all diesen Künstlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Basel sollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Klavierstunde geben sollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Toll-

---

<sup>25)</sup> Vgl. „Lehr- und Wanderjahre eines Organisten.“ (Die Uebersetzung des Manuscripts dieser anziehenden Autobiographie verdanke ich dem Herrn Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel.)

mann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Besuch kommen können, da ich schon von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Basel, in dem er nur Compositionen von seinem Vater spielte. Aber immer erfreut es mich herzlich, den Sohn Mozarts gesehen und gesprochen zu haben.“ Um diese Zeit gab Vogt ein sehr zahlreich besuchtes Concert auf der S. Petersorgel zu Basel; er würde gerne die Organistenstelle zu S. Peter angenommen haben, wenn er Protestant gewesen wäre; so aber riethen ihm seine katholischen Verwandten dringend von einer Bewerbung ab.

1806 wurde zum ersten Mal unter Tollmanns Direktion zu Ehren der eidgen. Tagsatzung Haydns „Schöpfung“ in der französischen Kirche am Todtentanz aufgeführt. Das damalige Textbuch führt den Titel: „Die Schöpfung. In Musik gesetzt von Herrn Joseph Haydn, Doktor der Tonkunst, Kapellmeister in wirklichen Diensten Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Esterhazy, und der königl. schwed. musikalischen Akademie-Mitglied.“ Tollmann war der erste, der auch den sehr vernachlässigten Chorgesang, der noch in den allerersten Anfängen schlummerte, zu wecken und zu organisiren verstand. Auch hier scheint die Mühe keine geringe gewesen zu sein; denn noch lange dauert es, bis sich ein festes Conglomerat von Gesangskräften endlich als lebensfähiger Verein constituirte. Vorerst mußte Tollmann zufrieden sein, für allerlei Anlässe und besondere Gelegenheiten jeweilen einen Chor zusammenzubringen. So wurde 1811 aufgeführt: „Das Vater Unser, von Wahlmann. In Musik gesetzt von F. H. Himmel. Basel 1811.“ 1812 wiederum fand zu Ehren der in Basel versammelten Tagsatzung im Münster ein Concert statt, dessen Text dem festlichen Anlaß entsprechend war. Einen neuen, kräftigen

Impuls erhielt die Pflege des Chorgesangs durch die im Jahr 1808 in Luzern erfolgte Gründung der schweizerischen Musikgesellschaft. In Zürich fand 1809 das erste schweizerische Musikfest statt. Als schönste Frucht desselben ist das allenthalben erwachende Gesangswesen zu betrachten. 1811 nahm sich ein Ausschuß der gemeinnützigen Gesellschaft, bestehend aus den Herren Rektor Miville, Heusler-Kuder, Bernoulli-Paravicini und Merian Diac. des Gesangswesens an und lud „die Jünglinge und Töchter der bemittelten und gebildeten Stände Basels“ durch Circular <sup>26)</sup> zum Beitritt in eine Chorschule, in welcher Herr Haag, vormalig Gesanglehrer in Pestalozzi's Anstalt, den Unterricht erteilte. Als Zweck wurde die Beförderung edler, häuslicher Freuden und erhöhter Religiosität angegeben. Man wollte besonders auch auf Hebung des Kirchengesanges hinarbeiten. Hatte dieses Institut einen vorwiegend privaten Charakter, so stellte sich Tollmann sein Ziel schon höher, als er 1815 durch Insuperat zur Bildung einer Chorschule einlud. Von welchem Erfolg das Unternehmen begleitet war, läßt sich bloß errathen; die Folge war, daß Basel unter seiner Leitung 1820 das schweizerische Musikfest übernehmen konnte. Ein Chor von 120 Personen wurde eingeübt, zahlreicher Zuzug von auswärts fand sich ein, die Zürcher rückten auf festlich besagtem Schiffe zu Wasser an, das Orchester wurde durch fremde Verstärkung auf 130 Mann gebracht. Am Festconcert wurden Haydn's Jahreszeiten und der erste Satz aus Beethovens Symphonie in D-dur in der Leonhardskirche aufgeführt. Für Basel trug das Fest reiche Früchte. 1821 gründete Tollmann den „musikalischen Uebungsverein“ für Chor und Orchester, welcher bald in öffentlichem Concert das Finale

---

<sup>26)</sup> Vgl. Vaterl. Bibl. P. 18.

aus Don Juan auführte. Inzwischen war als Lehrer zur Einführung des für Basels Schulen als Obligatorium erklärten Gesangs Ferdinand Laur nach Basel berufen worden. Derselbe stiftete ebenfalls einen Verein, mit welchem er eine Cantate von Romberg einstudirte. Bald nachher, hauptsächlich auf Laurs Initiative hin, fand (1824) die Gründung des Gesangsvereins statt; noch längere Zeit leitete Tollmann daneben seinen musikalischen Übungsverein weiter, ließ ihn aber, als das Interesse sich mehr und mehr dem Gesangsverein zuwandte, eingehen und beschränkte sich ausschließlich auf seine Thätigkeit als Musikdirektor des Orchesters, während Laur mit starker Hand das Gesangswesen förderte.

Ich bin an einem Wendepunkt in der Entwicklung des Basler Concertwesens angekommen, der die äußerste Grenze meiner Aufgabe bildet. Die Erweiterungen und Vervollkommnungen, welche unsere Concerte seither bis in die neueste Zeit erfahren haben, gehören einer spätern Geschichtschreibung an; sie greifen noch zu direct in das Zeitalter der Lebenden hinüber, als daß es statthast wäre, sie schon zum Gegenstand geschichtlicher Bearbeitung zu machen. Sollen wir uns ein Urtheil über dasjenige bilden, was unsere Eltern und Voreltern auf dem Gebiete des Concertwesens geleistet haben, so mag es dahin lauten, daß sie allerdings noch weit davon entfernt waren, dem Ideal des Vollkommenen sich zu nähern, daß sie aber immerhin zunächst den Boden geebnet, das Interesse für Musik in kleinern und größern Kreisen geweckt und gefördert und in Anbetracht ihrer bescheidenen Kräfte und beschränkten Mittel ihr Bestes geleistet haben. Wenn unser Zeitalter sich rühmen darf, den Idealen näher zu kommen, so mag es nur auch bedenken, daß die Bevölkerungszahl der Stadt, die leichte Ge-

legenheit für die meisten Kreise, guten Musikunterrichts theilhaftig zu werden, überhaupt alle Erleichterungen und Bequemlichkeiten der Neuzeit uns in viel ausgedehnterem Maße zu bessern Leistungen befähigen. Daß aber eine frühere Zeit unter ungünstigen Verhältnissen das solide Fundament zu dem Bau gelegt hat, den wir kühn weiter führen, dessen mögen wir billig jederzeit eingedenk sein.